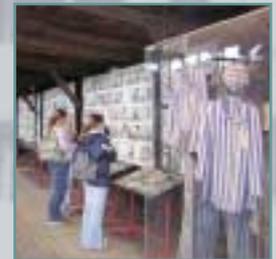


INTERKULTURELLES LERNEN
MIT KIDS & CO g.e.V.



WISSEN
SÜNDENBÜCHER
KREUZBERG
MARZAHN
ERODSRETT
HEIMAT
SÜNDENBÜCKE
ANDERSWO
EUROPA
AUS
BILDUNG
FREMDE
STARKE
GEGEN
RECHTS
ARBEIT
FREMDE

PEOPLE ON THE MOVE



Das Projekt „Stark gegen Rechts“, das hier in seinen wesentlichen Teilen dokumentiert wird, wurde von 2002 bis 2005 gefördert im Rahmen des Aktionsprogramms „Jugend für Toleranz und Demokratie – gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus“.

Der „X-Berg-Tag“ ist ein Projekt der Gesellschaft für interregionalen Kulturaustausch e.V. in Kooperation mit dem Kreuzberg Museum und FIPP e.V.

PEOPLE ON THE MOVE

Interkulturelles Lernen mit KIDS & CO

Eine Projektdokumentation

Vorbemerkungen	2
Erkundungen in Kreuzberg oder: Kreuzberg? – Wat soll ick'n da?	8
Vorbereitung: Jeder macht sich (s)ein Bild	9
Der X-Berg-Tag: Mit der U-Bahn in die Fremde	18
Nachbereitung: Neues Kreuzberg	26
Wenn mehr Zeit war ...	30
Projektarbeit und Begegnungen in Gedenkstätten – Auf den Spuren der Geschichte	32
Zum Beispiel Majdanek	33
Europa und wir – Internationale Jugendbegegnungen	40
Zum Beispiel: Jugendbegegnung in Amondoeira da Serra in Portugal	41
Anhang	48

Vorbemerkungen

Ausgangssituation



Seit einigen Jahren arbeiten wir „Stark gegen Rechts“ in unserem unmittelbaren Umfeld Marzahn-Hellersdorf, einem von Plattenbau und viel Grün geprägten Bezirk im Nordosten Berlins. Das Besondere an diesem Doppelbezirk ist der in Berlin einmalig hohe Anteil an Kindern und Jugendlichen und damit einhergehend auch der traurige Rekord an jungen Menschen, die von Sozialhilfe leben. Ein überdurchschnittlich hoher Anteil an Jugendlichen, die mit der Schule fertig sind, finden keinen Ausbildungsplatz oder nach absolvierter Ausbildung keinen Arbeitsplatz, so dass Jugendarbeitslosigkeit auf der Tagesordnung steht.



Jugendliche sind in dieser Situation und mit dem nicht nur einfach aus der Luft gegriffenen Gefühl der Chancen- und Perspektivlosigkeit durchaus anfällig für rechte Parolen, die scheinbar einfache Lösungen für ihre Probleme parat haben. Ausländerfeindliche Sprüche bieten klare Feindbilder mit eindeutig schwächeren Sündenböcken und räumen somit auch Gefühle der Überlegenheit ein, nach dem Motto „Immerhin sind wir Deutsche“. Solches nicht immer ungeschickt verpacktes Gedankengut wird von Jugendlichen mit einem ohnehin lädierten Selbstvertrauen geradezu dankbar angenommen. Rechte Parteien und Organisationen kennen und nutzen diese Anfälligkeit seit Jahren systematisch, um neue Mitglieder zu rekrutieren.



Als Konsequenz aus dieser Situation geht dem Bezirk, vor allem den Jugendlichen im Bezirk, verbreitet der Ruf voraus, eher „rechts“ zu sein. Nicht selten ist die Meinung zu hören, dass man als erkennbar oder scheinbar Nicht-Deutscher kaum gefahrlos dorthin fahren könne. Präventionsarbeit gegen Fremdenfeindlichkeit ist dringend geboten. Langfristig müsste sich vor allem die soziale Situation im Bezirk verbessern, damit interkulturelle Arbeit dann tatsächlich nachhaltig wirken kann.

In der Begegnung liegt die Kraft

In Kooperation mit Oberschulen und freien Trägern der Jugendhilfe des Bezirks sind wir im Frühjahr 2002 angetreten, um interkulturelle

Inhalte in diesem Bezirk präsent zu machen, und zwar mit nonformalen Bildungsangeboten; das erlebnisorientierte Lernen stand in unserem Projekt im Vordergrund.

Unsere anfangs wichtigste Erkenntnis war, dass die jungen Leute, mit denen wir es zu tun hatten, im wesentlichen aus ihrem Bezirk nicht herauskommen, ein Grundübel also in fehlenden Gelegenheiten für menschliche Begegnungen liegt.

Daher bot sich an, mit Jugendlichen aus Marzahn-Hellersdorf im Rahmen von Projekttagen in einen Berliner Bezirk zu fahren, der für die multikulturelle Struktur der Stadt steht: nach Kreuzberg. Wir planten Begegnungen mit jungen Menschen aus Kreuzberg, die uns ihren Bezirk vorstellen sollten.

Darüber hinaus wollten wir Jugendlichen, speziell den sozial Benachteiligten unter ihnen, Möglichkeiten schaffen, auch über die Landesgrenzen hinaus Jugendliche anderer Länder im Rahmen von Jugendbegegnungen kennen zu lernen.

Ein weiterer Schwerpunkt in unserem Konzept „Stark gegen Rechts“ war die Kombination internationaler Jugendbegegnungen mit dem Besuch antifaschistischer Mahn- und Gedenkstätten. Auf diese Weise konnten wir Exkursionen in die Geschichte verbinden mit einem ganz gegenwärtigen Eindruck vom Alltag junger Menschen beispielsweise in Polen.

„Interkulturell“ - mehr als ein Schlagwort

Der Schwerpunkt unserer Arbeit war das interkulturelle Lernen oder besser: die interkulturelle Bildung. Wir setzten fremdenfeindlichen Tendenzen, Meinungen und Sprüchen etwas entgegen und versuchten gleichzeitig, den Jugendlichen zu nutzen durch die Steigerung ihrer interkulturellen Kompetenz.

Um unsere Ziele konkret abstecken zu können, war es erforderlich, sich theoretisch über Inhalte zu verständigen. Dies gilt besonders im Fall von interkultureller Bildung, da das Wort „interkulturell“ zu einem Schlagwort zu werden droht, mit dem man alles fassen kann, was irgendwie mit Kultur zu tun hat - ein Modewort.



Die Kraft zur Veränderung sehen wir vor allem in der Begegnung mit Menschen, mit Migranten aus Berlin, mit Jugendlichen anderer Länder, aber auch in der Begegnung mit der historischen Realität.



Inter-kulturell bezeichnet das Verhältnis zwischen unterschiedlichen Kulturen, es geht also zunächst um das Verhältnis von einem Menschen zu mehreren anderen Menschen.



Unter Bildung, darauf konnten wir uns leicht einigen, verstehen wir die Förderung und Entwicklung menschlicher Fähigkeiten. Dabei war unsere Prämisse, dass die Menschen vor allem durch die geistige und emotionale Verarbeitung von Erfahrungen lernen, wobei dieser Verarbeitungsprozess in der Begegnung und im Austausch mit anderen Menschen besonders intensiv ist.

Der für uns unklarste, aber gleichsam wichtigste Begriff, ist der Kulturbegriff. Wir haben beschlossen mit einem offenen Kulturbegriff zu operieren, der sich nicht an einzelnen Kriterien festbeißt, wie zum Beispiel der Herkunft. Da es in unserem Projekt vor allem um Austausch gehen sollte, haben wir uns für eine Definition aus der Austauschforschung entschieden, nach der Kultur als ein Orientierungssystem verstanden wird:



Kultur ist ein universelles für eine Gesellschaft, Organisation, Gruppe aber typisches Orientierungssystem. Dieses Orientierungssystem wird aus spezifischen Symbolen gebildet und in der jeweiligen Gesellschaft, Organisation, Gruppe tradiert. Es beeinflusst das Wahrnehmen, Denken und Handeln aller ihrer Mitglieder und definiert somit deren Zugehörigkeit zur Gesellschaft, Organisation, Gruppe.

Jeder Mensch ist nach dieser Definition in einer Vielzahl von Orientierungssystemen beheimatet, damit wird er gewissermaßen zu einem Mosaik unterschiedlicher Kulturen. Das ist es, was jeden Menschen einzigartig sein lässt.

Davon ausgehend wird deutlich, dass jede Begegnung zwischen Menschen immer auch eine kulturübergreifende, eine interkulturelle Begegnung ist. Die Menge der Übereinstimmungen ist damit relativ. Die eigene Herkunft und die Herkunft der Familie ist ein bedeutsamer Faktor, aber eben einer unter vielen anderen, die den Lebensentwurf prägen.

Die Begegnung zwischen einem Lehrer und seinem Schüler ist z. B. in höchstem Maße interkulturell, eventuell in weit höherem Maße, als die Begegnung mit einem gleichaltrigen Jungen türkischer Herkunft.

Für unsere Arbeit bedeutete dieses Kulturverständnis zunächst:

1. dass jeder Mensch, also auch jeder Schüler, jede Schülerin, bereits grundsätzlich über Kompetenzen verfügt, mit Unterschiedlichkeit, Vielfalt und Fremde umzugehen. Damit sind – in der Regel allerdings unbewusst – Ressourcen vorhanden, an die angeknüpft werden kann.
2. Wie gut die/der Einzelne mit diesen Ressourcen in welcher Situation umgehen kann, hängt von ihr oder ihm selber ab. Wenn eine private Konversation eines Schülers mit seinem Lehrer leichter fällt als die mit einer gleichaltrigen Person nicht deutscher Herkunft, liegen die Gründe dafür nicht in der anderen Person oder in deren Herkunft, sondern bei dem Schüler, bei dessen Bildern, in dessen Wahrnehmung.

Ausgehend von solchen Feststellungen sahen wir unsere Aufgaben hinsichtlich der Entwicklung interkultureller Kompetenz bei Jugendlichen in folgendem:

- die eigenen Identitätsebenen und Kompetenzen bewusst zu machen,
- Raum für neue (Selbst-)Erfahrungen zu schaffen,
- Selbst- und Fremdwahrnehmung, Denk- und Verhaltensmuster bewusst zu machen,
- Funktion und Wirkung von Schubladendenken und Vorurteilen in Begegnungen zu hinterfragen,
- Ängste vor dem Fremden zu thematisieren und zu versachlichen,
- differenzierte Wahrnehmung zu fördern, Klischees zu brechen.

Unsere Maßnahmen setzten sich aus zwei Elementen zusammen:

1. die Aktion: neue Erfahrung, Exkursionen, Stadtrallye, Jugendbegegnungen, Gedenkstättenfahrten...
2. die Moderation: Vorbereitungen, praktische Übungen; Nachbereitungen, praktische Übungen und Reflektionsrunden.

Beide Aspekte gehören zusammen. Einen der Aspekte zu vernachlässigen, wäre im Bereich der interkulturellen Bildung ein Fehler.

Ein 50-jähriger Lehrer deutscher Herkunft kann damit vielen unterschiedlichen Gruppen angehören: Der Gruppe der über 40-Jährigen, der Männer, der Menschen mit DDR-Biographie, der Menschen aus Rangsdorf in Brandenburg, der Akademiker, der Fußballfans, der Opernliebhaber oder der Jimmy-Hendrix-Fans und vielen anderen mehr. In jeder dieser Gruppen gibt es andere Gemeinsamkeiten, Werte und Normen, und die interkulturelle Kompetenz dieses Menschen besteht u. a. darin, in all diesen unterschiedlichen Gruppen sozial kompetent zu agieren.

Ein fünfzehnjähriger Schüler, zufällig auch deutscher Herkunft, kann ebenfalls ganz unterschiedlichen Gruppen angehören: der Gruppe der Pubertierenden, der Hauptschüler, der Wendekinder, der Söhne, der großen Brüder, der Kiffer, der Raucher, der Hip-Hop-Fans, der Skater und – um noch eine gemeinsame Gruppe mit dem beispielhaft erwähnten Lehrer zu nennen – der Gruppe der Fußballfans.

Das reine Erlebnis also, nach Kreuzberg, Polen oder Portugal zu fahren, kann durchaus als angenehm empfunden werden und hat sicher eine gewisse Bedeutung für die Steigerung interkultureller Kompetenzen. Diese – so behaupten wir – bleiben allerdings weitestgehend ungenutzt, wenn das Erlebnis nicht mit einem Bewusstsein für die eigene Wahrnehmung im oben genannten Sinne rückgekoppelt wird.

Für wen das Ganze?

Unsere Zielgruppe sind sozial benachteiligte Jugendliche. Dieses oft schnell so einfach mal hingeworfene Wort „benachteiligt“ füllt sich wahrlich mit Bedeutung an den Hauptschulen, aber auch an Real- und Gesamtschulen, des Bezirks.

Bei unseren Klienten handelt es sich überwiegend um deutschstämmige Jugendliche und damit um Angehörige der Mehrheitsgesellschaft. MigrantInnen sind in den Klassen, mit denen wir arbeiten, eher die Ausnahme. Wenn uns aber MigrantInnen unter den SchülerInnen begegnet sind, stammten sie meist aus den ehemaligen Sowjetrepubliken, aus sogenannten Aussiedlerfamilien. Jugendliche aus türkischen, arabischen oder afrikanischen Familien sind uns in drei Jahren praktisch überhaupt nicht begegnet.

Die Benachteiligungen der Jugendlichen, mit denen wir arbeiteten, sind vielschichtig. Es handelt sich um reale sowie empfundene Benachteiligungen, wobei reale Benachteiligungen den Jugendlichen zum Teil gar nicht bewusst sind und die empfundenen Benachteiligungen nicht zwingend real sein müssen.

Die Jugendlichen, auf die wir unser Hauptaugenmerk richteten, fühlen sich nicht selten verraten, verkauft und vor allem vergessen. Nicht zuletzt diese Gefühle schlagen sich in Kontaktschwierigkeiten gegenüber Menschen mit Migrationshintergrund nieder, in Fremdenfeindlichkeit bis hin zu echtem Ausländerhass.

Es muss aber erwähnt werden, dass Jugendliche in ihrem Alltag, in dem sie von anderen Jugendlichen umgeben sind, aus ihren fremdenfeindlichen Sprüchen und/oder Überzeugungen (nicht jeder Spruch transportiert eine echte Überzeugung) fast immer einen für sie wichtigen Gewinn ziehen, nämlich die Anerkennung und Zustimmung ihrer



Reale Benachteiligungen liegen z.B. im familiären Bereich: Arbeitslosigkeit der Eltern, Sozialhilfeempfänger, Verwerflosung, Desinteresse an den Kindern, Alkoholismus, Armut (bis hin zu nicht möglichem Erwerb von Schulbüchern und deutlichen Merkmalen für Unterernährung).

Empfundene Benachteiligungen: als Jugendliche gegenüber Erwachsenen, als Ostdeutsche gegenüber Westdeutschen, als Deutsche gegenüber „Ausländern“, keine Aussicht auf einen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz.

Altersgenossen, darüber hinaus eine Aufwertung der eigenen Person durch die Abwertung einer anderen.

Mit dieser Zielgruppe zu arbeiten, vorhandenen rechten und fremdenfeindlichen Tendenzen etwas entgegen zu setzen und noch nicht vorhandenen ebenso vorzubeugen, zu diesem Zweck wurde unser Projekt ins Leben gerufen. Im besten Sinne eines Learning by Doing haben wir im Laufe der Arbeit gemeinsam mit vielen jungen Leuten unseren eigenen Horizont erweitert, sowohl inhaltlich als auch methodisch.

Die meisten Jugendlichen, mit denen wir arbeiteten, wollten nicht nur ziemlich genau wissen, zu welchem Zweck wir sie eigentlich aufsuchen, sondern sie interessierten sich durchaus auch dafür, was für sie dabei herauspringt. Wir waren uns klar darüber, dass der Erfolg unserer Arbeit unter anderem daran zu messen sein wird, ob jeder einzelne Jugendliche für sich selbst einen Sinn in unseren gemeinsamen Aktionen entdecken konnte.



Erkundungen in Keuzberg oder: Kreuzberg? Wat soll ick'n da?

Die Schulen haben sich für unsere Angebote unterschiedlich viel Zeit genommen. Mindestens bestanden unsere Maßnahmen aus einem Modul zur Vorbereitung, der eigentlichen Exkursion und einem Modul zur Nachbereitung/Auswertung. Die Länge der Module variierte zwischen je einer Schulstunde (mindestens) und einem ganzen Tag.



Wir haben uns erfolgreich bemüht, vermehrt Projektwochen anzubieten, aber die Schulen haben auch weiterhin im Rahmen von Wandertagen von unserem Angebot mit kurzer Vor- und Nachbereitung Gebrauch gemacht.

Ein entscheidender Unterschied zwischen beiden Formaten ist, dass die Teilnahme an Projektwochen in der Regel freiwillig bzw. im Wahlpflichtverfahren verläuft, während die Teilnahme am Wandertag verpflichtend ist. Diese Tatsache sprach unter anderem dafür, die eher verpflichtende Wandertagsvariante beizubehalten, um auch SchülerInnen weiter zu erreichen, die eher widerwillig und gezwungenermaßen nach Kreuzberg fahren.

Noch vor dem Vorbereitungsmodul füllten die SchülerInnen Fragebögen aus, die dem Team ermöglichten, sich ein Bild zu machen von den konkreten Bedingungen in der Gruppe. (Siehe Anhang)



Bei den Fahrten nach Kreuzberg haben wir das Erlebnis, die Aktion genutzt, um auf die Reaktion des eigenen Wahrnehmungsapparates auf Fremdes aufmerksam zu machen. Die vielfach vorhandenen negativen Gefühle bei der Aussicht, nach Kreuzberg zu fahren, haben nichts mit Kreuzberg zu tun. Kreuzberg ist eine fremde Umgebung, in der die Jugendlichen sich nicht auskennen und von der sie ein bestimmtes Bild haben.

Das Bild widerspiegelt Kreuzberg nicht oder nur wenig. Ebenso ist nicht unbedingt davon auszugehen, dass die negativen Gefühle vorwiegend gegenüber türkischen MigrantInnen auch wirklich etwas mit Türken zu tun haben, gibt es doch schließlich kaum MigrantInnen türkischer Herkunft in Marzahn-Hellersdorf.

Die Fragen für die Moderation des Erlebnisses waren daher:

- Woher stammt euer Bild?
- Wie macht man sich eigentlich ein Bild?
- Was haben andere eigentlich für ein Bild von uns?
- Wie fühlt man sich in der Fremde?
- Warum fühlt man sich gerade so?
- Wie entwickelt sich das Gefühl im Laufe eines Tages?

Diesen Fragen gingen wir in Vorbereitung auf die Exkursion mit Hilfe unterschiedlicher Übungen aus verschiedenen Anti-Rassismus- und Toleranz-Trainings auf den Grund.

Vorbereitung: Jeder macht sich (s)ein Bild

Das Vorbereitungsmodul wurde vorwiegend von dem Projektleiter, dem Sozialpädagogen Martin Gerlach, durchgeführt.

Hier sein Bericht:

Ich betrete die Klasse gemeinsam mit dem Lehrer. Die Tische der SchülerInnen sind auf Frontalunterricht ausgerichtet, und mir sitzen in der Regel etwa 20 bis 25 SchülerInnen gegenüber. Wir haben vorher die Fragebögen studiert und wissen,

- dass rund die Hälfte der jungen Menschen hier sich nicht vorstellen kann, in einem Bezirk wie Kreuzberg zu leben, bzw. lieber in einem Bezirk leben möchte, in dem es nur deutsche Menschen gibt,*
- dass über die Hälfte Eltern hat, die oft oder manchmal äußern, dass sie finden, es gäbe zu viele Ausländer in Deutschland,*
- dass über die Hälfte von ihnen es ausschließt, enge Freundschaften mit Menschen nicht deutscher Herkunft einzugehen*
- und rund zwei Drittel den Menschen nicht deutscher Herkunft die deutsche Wirtschaftskrise anlasten und ähnliches mehr.*

Nachdem ich meinen Namen an die Tafel geschrieben habe, berichte ich von einem akuten Gedächtnisverlust, weswegen sie mir nun erzählen müssen, aus welchem Grund ich eigentlich gekommen bin.



Viele der SchülerInnen wissen es nicht genau, sie sollen nach Kreuzberg gehen, obwohl sie da gar nicht hinwollen, wie sie sofort hinzufügen. Wenn sie vorab eine Ahnung von dem haben, was passieren soll, halten sie mich gewissermaßen für den „Seid-nett-zu-Türken-Beauftragten“ aus Kreuzberg und machen kurz und schmerzlos deutlich, dass sie auf so einen gerade gewartet haben.



Ich sammle ein paar Ideen über den Grund meines Erscheinens und gehe dann zur ersten Übung über. Wenn Interesse an der Frage aufkommt, warum ich denn nun (verdammt noch mal) da bin, vertröste ich mit der Antwort auf einen späteren Zeitpunkt.

Ich beschreibe kurz die Situation die gerade von uns allen „bewältigt“ wird. Ein Fremder tritt vor eine Gruppe, was passiert?

„Alle gucken einen (blöde) an!“

Richtig, das ging schnell. Und damit wir mit dieser normalen Musterung keine Zeit verlieren (es konzentriert sich ohnehin niemand auf etwas anderes), möchte ich eine Übung daraus machen.

Übung 1: Was glaubst du?

Ich schreibe fünf oder sechs Fragen zu meiner Person an die Tafel (am Anfang benutzten wir Arbeitsblätter, aber wir hatten Angst, die Jugendlichen mit Fragebögen zu übersättigen):

1. Was würde Herr G. gerne für ein Auto fahren?
2. Welche Art von Musik bevorzugt Herr G.?
3. Was für eine Art Urlaub wird er wohl bevorzugen?
(Adventuretrip in Kanada, All inclusive auf Mallorca
Wandern im Schwarzwald etc.)
4. Was für ein Verhältnis hat Herr G. wohl zu seinen Eltern?
5. Was für eine Meinung hat er zum Golf-Konflikt
(oder einem nahe liegenden Ereignis)
6. Wo kommt Herr G. ursprünglich her?

In der Regel lasse ich fünf dieser Frage beantworten. Ich sammle ein paar Gesamtbilder: Vom Minicooper-Fahrer über 3er BMW bis zum Trabant oder der Ente ist alles dabei. Ich mache Urlaub von Jamaica bis



Rügen, von sportlich bis faul. Bei den Eltern sind sich die meisten einig: gut ist sein Verhältnis. Ich komme aus dem Osten, dem Westen, dem Norden, dem Süden der Republik, manchmal sogar aus Berlin oder Kreuzberg. Vermutlich wegen meines Phänotyps, blond und blauäugig, kommt es selten zu der Vermutung, ich könnte aus einem anderen Land stammen, wenn überhaupt, dann aus Polen, Skandinavien oder Russland.

Jeder macht sich ein Bild!

Ich stelle fest, dass jeder offenbar in der Lage war, sich ein Bild zu machen, obwohl mich niemand kennt. An einzelnen Stellen frage ich nach, wie das geht? Oft werden mir die eigenen Wünsche oder Geschmäcker angedichtet. Es wird von meiner Art, meiner Kleidung, meinem Schlüsselband her geschlossen darauf, was ich für ein Typ bin. Die Ergebnisse sind interessant für mich. Mit der Auflösung warte ich bis zum Ende der Übung, um die Spannung zu halten.

25 SchülerInnen = 25 Bilder, das stelle ich fest.

Ich frage:

„Was meint ihr, wie viel hat euer Bild mit der Realität zu tun?“

Antwort:

„Nichts, aber wir wussten ja gar nichts über Sie!“

„Richtig, wenn ich euch jetzt sage, dass ich 32 Jahre alt bin, verheiratet, zwei Söhne, verändert sich dann euer Bild?“ – Stille, dann der junge Mann der mich in einen Minicooper zwingen wollte: „Ein Mini ist sicher nicht Ihr Traum.“

Mehr Informationen verändern ein Bild. Jedenfalls wenn jemand bereit dazu ist. Wenn also der junge Mann darauf beharrt, mich in einen Mini zu setzen, kann ich fünf Kinder plus Hund erfinden, das wird ihn nicht beeindrucken.

„Dann ist er aber‘n Idiot!“ – Das sehe ich auch so.

Wenn wir uns etwas länger Zeit nehmen können für die Vorbereitung, setzen wir an dieser Stelle eine Übung ein, in deren Verlauf wir die einzelnen Personen besser kennen lernen können, z. B.:

Keine Informationen zu haben bedeutet nicht, kein Bild zu haben!



Mehr Informationen bekommen zu haben, heißt offenbar, sein Bild von etwas zu verändern.



Übung 2: Die Geschichte meines Namens

Jeder in der Runde sagt seinen Namen und erzählt, wie er dazu gekommen ist, ob er oder sie damit zufrieden ist oder ob er oder sie die Bedeutung des Namens kennt. Mit einfließen lassen wir die Frage nach einem großen Wunsch für die eigene Zukunft; die Antwort auf diese Frage ist freiwillig. Eine solche Übung unterstreicht nicht nur unser Interesse an den Jugendlichen, sondern erlaubt uns zudem Informationen zu sammeln, auf die im Verlauf des Tages zurückgegriffen werden kann, wenn beispielsweise jemand den Wunsch äußert auszuwandern, einen speziellen Berufswunsch bekannt gibt oder ähnliches mehr.

Hier steht der Wunsch nach einem Ausbildungsplatz bzw. einem Arbeitsplatz im Anschluss absolut an erster Stelle. Weit vor privaten Wünschen, dem Wunsch nach einer Familie etwa oder einer Reise, steht die oft von einem resignierenden Schulterzucken begleitete Aussage: „Na einfach arbeiten können und Geld verdienen.“

Die Jugendlichen mit denen wir, besonders an Hauptschulen, arbeiten, rechnen sich – nicht zu Unrecht – geringe Chancen aus („Uns will doch sowieso keiner...“).

Dann aber Aufruhr: Was soll das denn mit Kreuzberg zu tun haben? Ich will auch darauf gerne eingehen, aber nur mit einer neuen Übung. Alle stöhnen, aber ich merke, sie sind gespannt und stöhnen pro forma.

Übung 3: Was weißt du, was denkst du? Kreuzberg und Marzahn

Ich teile die Klasse in zwei Kleingruppen auf:

Die erste Gruppe erhält den Auftrag, in einem Brainstorming die Vorstellungen über Kreuzberg zusammenzutragen und das so entstandene eigene Bild zu Papier zu bringen.

Die zweite Gruppe dagegen soll Vermutungen anstellen, was eine Klasse in Kreuzberg sich unter Marzahn/Hellersdorf vorstellt

Wenn die Gruppen mit ihren wilden Brainstormingnotizen fertig sind, bitte ich sie, sich kurz Gedanken zu machen, auf welchen Informationen das Bild von Kreuzberg bzw. Marzahn wohl basiert.



Tafelbilder entstehen.



Sie zeigen ein Kuddelmuddel aus tatsächlichen Informationen und eigenen Bildern. Die Frage nach Informationen und eigenen Bildern, also die Trennung in (eher) objektive Informationen und subjektive Bilder, funktioniert an dieser Stelle noch sehr selten. Diese Unterteilung konsequent zu fordern, ist dennoch wichtig.

Ich fasse die Bilder in einem Satz zusammen und frage bei einzelnen Informationen nach, wie sie zustande gekommen sind. Aus Zeitungen, höre ich, von Kumpeln erzählt bekommen, aus dem Fernsehen. Ich versuche noch mal zu trennen in Bilder und Informationen. Schließlich frage ich, wer eigentlich Lust hat, nach Kreuzberg zu fahren. In der Regel melden sich zwei oder drei, wenn überhaupt. Kein Wunder. Erwartet doch die Mehrzahl, vergewaltigt, abgezogen oder mit Steinen beworfen zu werden.

„Was denkt ihr, würden die Kreuzberger SchülerInnen sagen, wenn ich ihnen vorschlagen würde hier raus zu fahren?“, frage ich. – „Die hätten Schiss, mit Recht!“

Ein etwas aufgeblasenes Ghetto-Posing kommt hier zum Vorschein, wie es mir auch aus Kreuzberg bekannt ist.

Genug geredet, ich interessiere mich für Informationen und wie sie sich entwickeln! Machen wir noch eine Übung!



Übung 4: Gerüchteküche



Dafür brauche ich fünf Freiwillige. Vier von ihnen schicke ich vor die Tür; einer darf im Klassenzimmer bleiben. Ich erkläre dem Rest der Klasse, dass ich sie als BeobachterInnen brauche, sie sollen darauf achten, wie, wo und warum Informationen verloren gehen oder sich verändern. Die Person, die von den erwähnten fünf noch im Raum ist, erhält den Auftrag, sich von einem Text, den ich gleich vorlesen werde, so viel wie möglich zu merken und an die nächste Person weiter zu geben.

Bereits bei der ersten Übermittlung geht einiges verloren; als wir bei Person Nummer fünf angelangt sind, ist von der ursprünglichen Geschichte praktisch nichts übrig geblieben. Ich lese den Text noch einmal vor, und die Klasse staunt nicht schlecht.

Die Übung heißt Gerüchteküche und veranschaulicht den Wert von Informationen, die auf Hörensagen basieren, bzw. insgesamt den Wert von Informationen, die nicht aus erster Hand stammen. Das gilt dann also durchaus auch für Medienberichte aller Art.

Jetzt fordere ich die SchülerInnen auf, sich folgendes vorzustellen: Es ist das Jahr 1994. Nehmen wir an, ich bin 18 und sitze mit meinen Kreuzberger Kumpels in irgendeiner Kiezkneipe. In Marzahn in einem Jugendclub gibt es ein Ska-Konzert, zu dem ich unbedingt gehen möchte. Ich schlage meinen Freunden vor, dort hin zu fahren. Keiner will mit kommen, zu weit weg, zu gefährlich, zu viele Nazis.

Da ich das Konzert gerne sehen will, fahre ich tatsächlich alleine nach Marzahn. Das Konzert verläuft friedlich. Eine kleine Gruppe von Kahlköpfen steht am Rand des Konzertsaals. Ob es Nazis sind, kann ich nicht genau erkennen.

Ich fahre zurück zu meinen Kumpels nach Kreuzberg in unsere Stammkneipe, ein paar Mädels sind auch gekommen. Was erzähle ich über meine „lebensgefährliche“ Exkursion in den „wilden Osten“?

Hier fallen den SchülerInnen meist sofort die wildesten Geschichten ein, die ich vermutlich erzählen würde, um meine Waghalsigkeit zu betonen: Horden von Naziskins, üble Schlägereien, gerade noch mit dem Leben davongekommen, spritzendes Blut und Knochenbrüche.

Zurück in das Jahr 2005. Noch einmal sollen sich die Jugendlichen in meine Situation versetzen:

Ich bin Kreuzberger und habe vor 2 1/2 Jahren diesen Job hier bekommen, da ich gerne mit Jugendlichen arbeite, habe ich ihn angenommen. So kam ich das erste Mal in mein Büro in Hellersdorf, was glaubt ihr, wie ich mich gefühlt habe?

„Irgendwie komisch, mulmig, unwohl, beschissen, ängstlich.“ – Sie haben Recht, aber warum war das so? – „Weil alles neu war. Weil Sie eine schlechte Meinung von Marzahn hatten.“

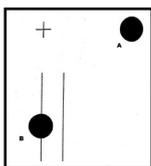
Stimmt, ich erinnere mich, wie ich in den ersten Tagen gewissermaßen geduckt vom Auto zum Büro und nach acht Stunden blitzschnell wieder zurück zum Auto gelaufen bin, und daran, mit welcher Panik vor den Marzahner Jugendlichen ich das erste Mal in die Schulen gegangen war.

„Was glaubt ihr, wie fühle ich mich heute?“ - „Besser, jetzt kennen Sie ja schon alles.“ – Stimmt und die Jugendlichen sind auch nicht schlechter als die Kreuzberger Jugendlichen, mit denen ich vorher gearbeitet habe. So ist das offenbar mit der Fremde und den Fremden, man fühlt sich zunächst unwohl, sogar unsicher.

Erneut kommt die Frage auf, was das denn alles mit unserem Ausflug nach Kreuzberg zu tun habe. Die ersten SchülerInnen äußern bereits Vermutungen, dass es ihnen in Kreuzberg wahrscheinlich genauso gehen würde und wir deshalb da hin fahren.

Sehr gut. Ich sammle die Ergebnisse des Tages. Es gab zwei Themen: Zum einen „Bilder und Informationen“ und zum anderen „Gefühle in der Fremde“.

Eine weitere Übung vertieft das eben Erfahrene.



Übung 5: Der blinde Fleck

Ich verteile das Arbeitsblatt: Der blinde Fleck. Wenn der Betrachter des Arbeitsblattes sich ein Auge zuhält und auf das abgebildete Kreuz schaut, das Blatt dabei in ca. 40

Zu „Bilder und Informationen“:

- ✓ Jeder macht sich ein Bild (von Personen, von Personen-gruppen, Türken z.B., von Orten etc.).
- ✓ 25 Schüler - 25 Bilder (das eigene Bild stimmt offenbar nicht mit der Realität überein)
- ✓ Keine Informationen zu haben, heißt nicht, sich kein Bild zu machen (sondern sich ein falsches Bild zu machen).
- ✓ Neue Informationen beeinflussen das Bild.
- ✓ Informationen, auf denen unsere Bilder beruhen, sind oft nicht zuverlässig.

Zu „Gefühle in der Fremde“:

- ✓ In der Fremde fühlt man sich oft unwohl.
- ✓ Je mehr negative Bilder man von der Fremde hat, desto schlechter fühlt man sich offenbar.
- ✓ Dieses Gefühl nutzt ab, je länger man in der Fremde ist, weil das Fremde vertraut wird.
- ✓ Mit Personen ist das oft genau dasselbe.

All diese Wahrnehmungsprozesse laufen ganz automatisch ab, ohne dass wir darüber nachdenken.

Noch einmal: Keine Information zu haben bedeutet nicht, kein Bild zu haben. Das Gehirn ergänzt nicht vorhandene Informationen sogar. Mit einer Nicht-Information umzugehen, ist schwierig.



Zentimeter Entfernung hält, verschwindet der schwarze Punkt für den Betrachter. Ursache für dieses Phänomen ist der blinde Fleck, die Stelle also auf der Netzhaut, an der die Sehnerven zusammen laufen und auf der damit kein Bild entstehen dürfte.

Ich frage die ersten SchülerInnen, welche die richtige Entfernung bereits gefunden haben, was sie sehen, wenn der Punkt verschwindet.

„Na, nichts eben.“ – Wirklich nichts? – „Na, da ist es eben weiß.“

Ja, eben, und das ist doch nicht nichts, wenn es weiß ist. An dieser Stelle kann das Auge keine Informationen an euer Gehirn vermitteln, unmöglich. Und doch seht ihr es weiß, wie geht das?

Das Gehirn ergänzt einfach die Informationen, die nicht vorhanden sind, durch Informationen, die vorhanden sind. Also wenn das ganze Blatt weiß ist, dann wird wohl auch die Stelle weiß sein, von der das Auge nichts liefert.

Wenn man sich mit etwas oder in einer Gegend oder mit einem Menschen nicht auskennt, sucht das Gehirn nach verwendbaren Informationen und entwirft ein Bild, ein Bild, das nichts mit der Realität zu tun hat. Und wie viel die Informationen wert sind, haben wir ja gesehen.

Das ist die Erklärung für Vorannahmen und auch Vorurteile. Leider knüpfen die Menschen Bewertungen und Gefühle an diese Bilder, welche mit der Realität nichts zu tun haben.

Der Umgang mit dieser Erkenntnis führt dazu, dass wir nicht der Entstehung von Vorurteilen entgegenarbeiten, sondern dass wir darüber aufklären, was Vorurteile sind, wo sie für die eigene Orientierung helfen und wo sie uns im Weg stehen. Es ist sehr schwierig die eigene Wahrnehmung zu verändern, aber man muss sich ihrer bewusst sein, sie hinterfragen und ihr manchmal schlicht misstrauen.

Davon ausgehend fordere ich die Jugendlichen auf, in Kreuzberg Informationen zu sammeln und selbst zu beobachten, wie diese Informationen ihr vorhandenes Bild von Kreuzberg beeinflussen. Und ich möchte von ihnen erfahren: Wie entwickeln sich die Gefühle in der Fremde an einem einzigen Tag?

Als ich die Frage nach Wünschen für die Zukunft stellte, haben viele den Arbeitsplatz an erster Stelle genannt. Jetzt frage ich sie, wo sich denn ihr Ausbildungs- oder Arbeitsplatz befinden soll.

In der Regel hören sich die Antworten auf diese Frage alle sehr ähnlich an: „Na, hier in der Nähe.“ – „... in Marzahn.“ – „Vielleicht noch in Lichtenberg.“

Wie sieht es mit Kreuzberg, Neukölln, Schöneberg, Tiergarten aus? An dieser Stelle reagieren viele SchülerInnen abfällig, als würde alleine der Vorschlag sie beleidigen.

Und endlich sage ich, warum ich gekommen bin:

„Ich bin hier, um euch zu überzeugen, dass das schlechte Gefühl beim In-die-Fremde-Fahren nur von kurzer Dauer ist und dass die schlechte Meinung über andere Bezirke (oder Länder) und die Menschen, die dort leben, auf zweifelhaften Informationen beruhen.

Was glaubt ihr, wie eure Chancen steigen, wenn ihr in der ganzen Stadt, besser noch im ganzen Land nach einer Lehrstelle sucht? Ihr lebt zu einer Zeit in der es unter Umständen sogar nötig sein wird sich in ganz Europa nach Arbeit umzusehen, was habt ihr da für Chancen, wenn ihr nicht mal bereit seid, nach Kreuzberg (U-Bahn 40 Minuten) zu fahren?“

In der Regel bleiben an dieser Stelle noch zehn Minuten, um den organisatorischen Rahmen zu klären und die SchülerInnen schonend darauf vorzubereiten, dass sie leider an einem der hässlichsten Orte des eigentlich schönen Kreuzbergs ankommen werden, nämlich am Kottbusser Tor.

Wenn es mit dem Timing geklappt hat, klingelt es zur Pause, und alle stürmen auf den Hof.



Beobachtungsleitfaden für Stadterkundungen:

Wie war die Stimmung zu Beginn des Spaziergangs?

Wie war die „Chemie“ zwischen dem / der Führerin und der Gruppe und dem Lehrer?

Wo war das Interesse der Gruppe besonders groß?

Wo war das Interesse der Gruppe sehr gering?

Welche Vorurteile gegenüber Kreuzberg und den Menschen, die hier leben wurden offen angesprochen?

Wie hat sich die Stimmung der Gruppe während der Erkundung entwickelt?

Gab es sonst Bemerkenswertes?

Gibt es wichtige Schlussfolgerungen für die Nachbereitung mit der Gruppe?

Der X- Berg- Tag: Mit der U-Bahn in die Fremde

Es gibt einen Beobachtungsleitfaden für die Exkursionen, mit dessen Hilfe sich in der Nachbereitung besser Bezug nehmen lässt auf besondere Ereignisse. Zudem ist er ein gutes Instrument, um zu sehen an welchen Stellen im Programm die Konzentration regelmäßig niedrig oder hoch ist. So konnten wir Highlights verstärken, und Dinge, die nicht funktionieren, erkennen und aus dem Programm nehmen.

Das Kreuzbergmuseum

Die Gruppe wird von Ilknur begrüßt. Sie ist nicht viel älter als zwanzig, eine in Berlin geborene Kreuzbergerin mit kurdisch-alevitischen Wurzeln, die in deutscher Sprache träumt. Mit ihr gemeinsam gehen wir in die Räume des Museums.

Hier gibt es multimediale Möglichkeiten, sich über den Bezirk zu informieren. Die Straßenzüge des sogenannten SO 36, der ehemaligen Postleitzahl eines Teils von Kreuzberg, sind als Modell nachgebaut. In Schubladen, die sich entlang der Straßenzüge und darunter befinden, sind zahlreiche Fotos, persönliche Erinnerungen, Geschichten oder Aussagen zum Bezirk versteckt. Über Kopfhörer kann man sich Interviews mit Bewohnern anhören, und in einem nachgebildeten Wohnzimmer steht ein Fernseher, auf dem kurze Filme über Kreuzberg zu sehen sind. An den Wänden dieses Raums sind Fotos von Kreuzberger Wohnzimmern angebracht. Es sind die Wohnzimmer von arabischen, türkischen, aber auch von deutschen Familien.

Ilknur fragt die Gruppe, ob sie Unterschiede erkennen zwischen den Wohnbereichen dieser unterschiedlichen Familien. Sieht ein türkisches Wohnzimmer anders aus als ein deutsches?

Offensichtlich nicht, es gibt einen Fernseher als Mittelpunkt, eine Schrankwand und natürlich eine Couchgarnitur, weniger Bilder an den Wänden vielleicht, aber sonst nichts.

Eine ganze Wand ist den Drogenabhängigen vom Kottbusser Tor gewidmet. Hier haben beinahe alle Gruppen ein besonderes Interesse. Viele überraschen mit detaillierten Kenntnissen darüber, wo man Drogen bekommen kann, und zwar in Kreuzberg und Marzahn-Hellersdorf.



Die SchülerInnen erhalten kleine Zettel und einen Satz Stifte, damit sie eventuelle Fragen anonym zu Papier bringen können.

In der Regel gibt es eine kleine Gruppe von drei bis fünf SchülerInnen, die durch offen zur Schau getragenes Desinteresse oder gar abfällige Bemerkungen sich der ganzen Maßnahme zunächst total verweigert. Oft, aber keineswegs immer, handelt es sich dabei um junge Männer, nicht selten um diejenigen, die an den „Türken“ ihr mackerhaftes Verhalten kritisierten.

Der Supermarkt

Vom Museum aus gehen wir zu einem türkisch-russischen Supermarkt. Die Gruppe erhält den Auftrag hinein zu gehen und erneut nach Unterschieden zu suchen, nach Dingen, die es in einem deutschen Supermarkt nicht zu kaufen gibt, oder nach solchen, die in diesem türkischen Geschäft nicht verkauft werden. Nach etwa fünf Minuten sind meistens alle Jugendlichen wieder da und haben herausgefunden: dass jede Fußballmannschaft ihren eigenen Energy-Drink zu haben scheint, es kein Schweinefleisch und keinen Alkohol, ja nicht mal Zigaretten zu kaufen gibt und anderes mehr.

Oft passieren überraschende Dinge. Da war zum Beispiel das Mädchen, das partout nicht mitkommen wollte nach Kreuzberg, plötzlich mit ihren im Urlaub erworbenen Türkischkenntnissen auftrumpfte und sich in der Fleischabteilung einige neue Wörter und Sätze beibringen ließ. Auch solche „Glanzleistungen“ interkultureller Kompetenz werden in der Auswertung thematisiert. Die Stimmung in der Fleischabteilung beispielsweise, die vor dem höflichen Gruß in türkischer Sprache geprägt war von gegenseitiger Skepsis (Auf der einen Seite: Warum gucken die denn so grimmig? Auf der anderen Seite: Was ist das denn für eine komische Gruppe, kaufen die überhaupt nichts?), schlägt um durch ein einziges Merhaba = Guten Tag. Eine kleine Geste, die als mehr empfunden wird als ein Beziehungsangebot.

Kichererbsen und Eau de Cologne

Die nächste Station ist ein Trockenfrüchteladen, in dem eine Frau bedient, die Kopftuch trägt und schlagfertig sämtliche Sprüche von





SchülerInnen zu parieren versteht, in tadellosem deutsch. Ilknur kauft süße Kichererbsen und verteilt sie an die Gruppe. Einige kaufen ein paar Tüten Trockenfrüchte, und langsam kommt ein gewisser Stolz bei denen auf, denen irgendetwas aus dem türkischen Alltag bekannt, oder vermeintlich bekannt ist.

Der Idee konsequent folgend, mit allen Sinnen den Bezirk, aber vor allem auch den türkischen Alltag im selben zu erfahren, bekommt jeder Schüler und jede Schülerin ein wenig Eau de Cologne in die Hände geträufelt, dieses wird verrieben und dient der Erfrischung. Anschließend erläutert Ilknur ein paar Verhaltensregeln in türkischen Familien, zeigt wie man einen älteren Menschen respektvoll begrüßt, verschweigt aber auch nicht, wie sich die Jugendlichen über das Verbot geschickt hinwegsetzen, vor den Augen älterer Menschen zu rauchen oder Alkohol zu trinken

Das Männercafé



Die nächste Station unserer Exkursion ist das Café Dinar, ein Männercafé mit den typischen abgeklebten Scheiben, in dem wir selbstverständlich als gesamte Gruppe willkommen sind. Es gibt einen türkischen Apfeltee oder schwarzen Tee, zu dem Ilknur die Gruppe einlädt, nicht zuletzt um ihr Verständnis von Gastfreundschaft zu unterstreichen.

Berliner Migrationsgeschichte ist ein Thema der Exkursion auf der Ebene der Wissensvermittlung, denn die wenigsten SchülerInnen wissen, wie es dazu kam, dass so viele Menschen aus der Türkei ausgerechnet nach Berlin zum Arbeiten kamen. Dabei besteht der Vorteil dieser Exkursion darin, es mit gelebter Geschichte zu tun zu haben, denn Ilknur erzählt aus ihrem eigenen Leben bzw. aus dem Leben von Verwandten und Bekannten.

Sie berichtet, welchen gesundheitlichen Kriterien die Menschen in den Untersuchungen des in Istanbul eingerichteten deutschen Arbeitsamtes entsprechen mussten. Sehschwäche war ebenso ein Untauglichkeitsgrund wie Übergewicht oder zu große Finger bei weiblichen Bewerberinnen. Diese Kriterien waren für die deutschen Behörden offenbar deswegen besonders entscheidend, weil ein Großteil der weiblichen Arbeitskräfte in der Elektroindustrie arbeiten sollte (Fein-

motorik!). Ferner erzählt sie von Freunden um die dreißig, die in den frühen Jahren ihrer Kindheit nichts von ihren Eltern kannten außer deren Stimmen. In den ersten Jahren war es den Gastarbeitern nicht gestattet mit ihren Familien nach Deutschland zu kommen, und so ließen viele Menschen ihre Kinder zurück in der Türkei. Viele schickten Tonbandaufnahmen an ihre Kinder. Diese Tonbänder prägen eine ganze Generation von Gastarbeiterkindern, die noch nicht in Deutschland geboren sind.

Auch das Leben in einer kleinen türkischen Gemeinde wie in Kreuzberg ist Thema der Exkursion, wobei die Widersprüche zwischen den mitgebrachten Traditionen und dem Berliner Alltag an keiner Familie spurlos vorüber gehen. In diesem Spannungsfeld wachsen viele, wenn auch längst nicht alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit türkischem Migrationshintergrund auf.

Wir erfahren, wie viel Durchsetzungskraft es für eine junge Frau bedeuten kann, in ihrem sozialen Umfeld ein selbst bestimmtes Leben zu führen, besonders wenn der Lebensentwurf nicht den traditionellen Vorstellungen der Gemeinschaft entspricht. Ilknur berichtet aber auch, wie viel Rechtfertigungszwänge sich für Eltern ergeben können, die ihren Kindern die Entscheidungsfreiheit über ihre Entwicklung überlassen. All das sind Neuigkeiten für die SchülerInnen, die sich aus ihren Fragen im Gespräch ergeben haben.

Der Rückbezug zur Vorbereitung ist an dieser Stelle wichtig, denn neue Informationen verändern das Bild!

Für uns war der Schwerpunkt Migrationsgeschichte Grund genug, uns mit unserer Nachbereitung an diesem Thema zu orientieren und Konzepte zu entwickeln, die einen Perspektivwechsel für die SchülerInnen provozieren.

Im Winter fällt der eigentliche Spaziergang durch den Bezirk ein wenig kürzer aus, was die Möglichkeit für einen zweiten Tee und eine Runde Okey (traditionelles Spiel, ähnlich Rummikop) gibt. Aus der Not geboren (Schneeregen, Null Grad und SchülerInnen im Pulli!) wurde der längere Aufenthalt im Männercafé zum Highlight, als die Stammkundschaft des Cafés begann, unseren Gruppen die Regeln ihres Lieblingsspiels zu erklären und sie in Taktik zu unterweisen.

Im Café beantwortet Ilknur einige der Fragen wie z. B.:

Warum leben so viele Ausländer hier?

Warum sind manche Ausländer so unfreundlich?

Fühlt man sich in Kreuzberg sicher?

Sind Sie schon mal vergewaltigt worden?

Wieso können die Türken sich so dicke Autos leisten?

Dürfen Sie sich die Nägel lackieren?

Gibt es auch schöne Dinge hier?



Während wir uns mit den Gruppen zuvor wie Beobachter gefühlt hatten, waren wir plötzlich Teil der Szenerie und fühlten uns aufgenommen, beinahe ein bisschen zu Hause.

Wir haben verstanden, dass es Zeit braucht, ein Fremdheitsgefühl zu überwinden, dass es hilft an einem der Orte wirklich für einen längeren Zeitraum zu verweilen. Die Exkursion wurde in der gleichen Form beibehalten, egal ob Winter oder Sommer.

Auch das Café Dinar hat sich über die Jahre an all die Gruppen gewöhnt, so dass von dieser Seite her das Fremdheitsgefühl zwischen Gruppen und „normalen“ Cafébesuchern abgenommen hat.

Das Herz von Kreuzberg: die Oranienstraße

Anschließend geht es zum Oranienplatz, auf dem wir von Ilknur alles Relevante über eine türkische, traditionelle Hochzeit erfahren und sogar einen Hochzeitstanz lernen. Das Eis zwischen Ilknur und der Gruppe ist an dieser Stelle meist vollständig gebrochen und auch die Gruppe von „TotalverweigerInnen“ hat sich entweder angeschlossen oder reduziert auf ein oder zwei Personen, die für eine konstruktive Gruppendynamik keine Rolle mehr spielen.

Dass Migration Berlin schon seit seinem Bestehen prägt, erläutert Ilknur in aller Kürze, wenn sie von den französischen Einwanderern, den Hugenotten erzählt, die zwar mit ihren Plänen, auf dem Oranienplatz Maulbeeren zu züchten, klimatisch kläglich gescheitert sind, uns aber Worte wie Boulette und Trottoir hinterlassen haben.

Wir biegen ein in die Oranienstraße, in der der Einfluss der unterschiedlichen Kulturen sich unübersehbar in den unterschiedlichen Restaurants, Gemüseläden, und anderen Geschäften manifestiert. Im Sommer sitzen hier die Menschen vor den Cafés auf den Straßen, weil sich dort das Leben abspielt, draußen auf der Straße. Im Winter ist von diesem Geist leider nur wenig zu spüren.

Für die Gruppen ist vor allem eine Sehenswürdigkeit Anziehungspunkt; das Hanfhaus. In der Hoffnung, hier Berlins ersten Coffee-Shop entdeckt zu haben, stürmen sie den Laden und sind mittelmäßig enttäuscht, dort nichts wirklich Verwegenes gesehen zu haben.



Die Moschee in der Garage

Durch die Oranienstraße geht es zur Moschee, die in der Wiener Straße auf dem Hinterhof in einer ehemaligen Autowerkstatt zu finden ist. An dieser Stelle gibt es nicht selten noch einmal vereinzelt Widerstände in den Gruppen, sich die Schuhe auszuziehen, um das muslimische Gotteshaus zu betreten. Gleichwohl es keinen Zwang geben soll, in die Moschee zu gehen, versuchen wir wohl die Unwilligen zu überreden und zu überzeugen. Das ist uns bis auf wenige Ausnahmen auch immer gelungen.

In der Moschee, die ganz und gar nicht den Vorstellungen von einem prunkvollen Gotteshaus entspricht, spielt auf der Ebene der Wissensvermittlung der muslimische Glaube und seine Präsenz in der Kreuzberger Community natürlich die entscheidende Rolle.

Dort stellt sich meist heraus, dass die SchülerInnen nicht nur vom Islam überhaupt keinen Begriff haben, sondern dass ihnen auch ihre christlich-abendländischen Wurzeln gänzlich unbekannt sind. Religiöse Rituale sind ihnen grundsätzlich suspekt, und damit ist das Betreten der Moschee unter Garantie die massivste Fremdheitserfahrung während der gesamten Exkursion. Dabei wäre vermutlich der Besuch einer katholischen Messe kaum weniger befremdend als dieser Besuch in der meist relativ leeren Moschee. Um die Gläubigen nicht zu stören, sind wir stets vor oder nach dem Mittagsgebet in die Moschee gegangen.

Ihrer meist identitätsstiftenden Turnschuhe beraubt, sitzen die SchülerInnen im Hauptraum oder in einem Nebenraum der Moschee gerne mit dem Rücken an irgendeiner Wand und wissen nicht so recht, ob sie lachen dürfen, vor lauter Nervosität ist ihnen durchaus danach zu Mute.

Ilknur fängt mit ihrer kleinen Einführung in den Islam an, erläutert die fünf Säulen des Islam und fragt immer wieder nach Details, die den SchülerInnen unter Umständen schon bekannt sein könnten.

Da das persönliche, das menschliche Interesse an Kreuzberg und seinen Bewohnern aus aller Herren Länder geweckt werden soll, haben wir versucht, in Kooperation mit den Verantwortlichen für den



Wie lange dauert ein Gebet?
Was heißt eigentlich fasten?
Fasten alle Muslime?
Fasten nur die Muslime?
Steht im Koran, dass Frauen ein Kopftuch tragen müssen?
Dürfen Frauen auch in die Moschee?

Diese und eine Menge anderer Fragen werden gestellt und beantwortet.

Wir sind im Laufe unseres Projektes mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, dass das vordergründige Interesse unserer Maßnahmen nicht die Wissensvermittlung sein kann.

X-Berg-Tag die Exkursion an genau den Stellen zu verstärken, an denen ein solches Interesse auch bedient wird.

Für unsere Klienten, die einen Erstkontakt mit dem Bezirk erleben, ist es viel interessanter, auch relevanter im Sinne der Maßnahme zu erfahren, wie Ilknur selbst und ihr Freundeskreis es eigentlich mit dem Fasten halten.

Sie erfahren, dass viele von ihnen Wochenendfaster sind, was heißt: Sie fasten nur am Wochenende. In Wirklichkeit - so erzählt Ilknur, feiern sie die Nächte durch, schlafen bis drei Uhr am Nachmittag, verzichten dann noch zwei Stunden auf das erste Essen und behaupten damit, sie fasten immerhin am Wochenende.

An dieser Stelle, an der ein großer Stellenwert des Glaubens für viele junge Menschen deutlich wird, zeigen sich doch die Unterschiede zwischen Glauben und Tradition drastisch. So versuchen junge Muslime der zweiten und dritten Generation von Kreuzbergern mit Migrationshintergrund oft nach außen hin den Minimalforderungen des Umfelds (Eltern und Verwandte) zu entsprechen, legen aber für sich selbst durchaus andere Maßstäbe an, finden, ganz ähnlich vielen jungen Christen, ihren individuellen Weg zu Gott oder eben auch nicht.

So kommt es zu einem Alltag, in dem die jungen Menschen zusammenhalten, wenn es darum geht, gegenüber der Gemeinschaft empfundene Verfehlungen zu verschweigen. Es ist durchaus möglich, dass junge Menschen im Kreuzberger Alltag offen homosexuell leben, ohne dass ihre vielleicht eher traditionellen Eltern davon erfahren.

Das Kopftuch, das die SchülerInnen aus Marzahn und Hellersdorf als religiösen Zwang betrachten - wohl kaum jemand würde freiwillig so ein Kopftuch tragen -, ist ein weiteres Thema, an dem mit Beispielen aus dem Alltag die Bandbreite an unterschiedlichen Lebensentwürfen deutlich wird. Daher findet auch dieses Thema seinen Raum in den Gesprächsrunden in der Moschee.

Nach der Aufklärung, dass das Tragen des Kopftuches auf einer Tradition beruht, die sich lediglich auf eine Stelle im Koran bezieht, welche übrigens Interpretationsspielraum zulässt, folgen einige Beispiele von Frauen und ihrem Umgang mit dem Kopftuch.



Es gibt junge Frauen bei denen das Klischee vom erzwungenen Kopftuchtragen durchaus zutrifft, die z. B. aber ihre Kleidung noch mal wechseln, wenn sie auf dem Weg zur Schule aus der Sichtweite des elterlichen Zuhauses sind.

Es gibt daneben auch junge Frauen, die sich sogar entgegen dem Wunsch der Eltern ausdrücklich zum Kopftuchtragen entscheiden, um ihrem Glauben Ausdruck zu verleihen.

Nach nunmehr vier Stunden des Laufens und Zuhörens haben sich die SchülerInnen durchaus ein Mittagessen verdient, eine Tatsache der wir mit einer traditionellen türkischen Mahlzeit entsprechen. Einmal nicht der berühmte Döner, den es, und auch das wissen die wenigsten, in dieser Form in der Türkei selbst gar nicht gibt. Beim Essen hat das Erlebte einen ruhigen Moment, um zu sacken und ausgetauscht zu werden.

Anhand von aus dem Leben gegriffenen Beispielen wird deutlich, wie lebendig und nahbar scheinbar Fremdes wird, wenn das menschliche in den Vordergrund rückt. Konflikte mit dem Elternhaus, wie das sich Durchsetzen gegen ein als zu streng empfundenes Regelwerk der Eltern, sind wohl für jede/jeden greifbar und aus der eigenen Biografie bekannt.



Wir erinnern uns an 25 SchülerInnen und 25 Bilder und gehen noch einen Schritt weiter: Auch wenn unterschiedliche Menschen eine Sache (in dem Fall den Bezirk, in dem sie leben) gut kennen, also quasi Experten sind, sind ihre Bilder davon doch sehr unterschiedlich.



Nachbereitung: Neues Kreuzberg

Nach Möglichkeit haben wir die Nachbereitungsmodule zu zweit durchgeführt, und zwar ein männlicher Angehöriger der Mehrheitsgesellschaft und eine weibliche Migrantin aus der Ukraine oder aus Russland. Die grundsätzliche Herausforderung der Nachbereitung besteht unter anderem darin, die Themen und Übungen aus der Vorbereitung mit der Exkursion zu verknüpfen.

Anfangs war zu bemerken, dass das Bild über Kreuzberg, welches durch unsere Stadtführerinnen vor Ort vermittelt wird, neue Klischees schafft, wenn auch positive. Darin verbergen sich sowohl Potentiale als auch Gefahren. Die Potentiale liegen in der Bereitschaft einzelner SchülerInnen zu einem radikalen Umdenken, bezogen auf ihr Bild vom multikulturellen Kreuzberg. Die Gefahren liegen mitunter in der Überschätzung, quasi in einer plötzlich zu hohen Meinung von Kreuzberg, mit der eine neuerliche Enttäuschung vorprogrammiert ist.

Wir versuchen also zu verdeutlichen, dass es sich um ein (!) Bild von Kreuzberg handelt, das uns vermittelt wurde und das sich von dem Bild, das andere haben, in einigen Punkten durchaus unterscheiden kann. An dieser Stelle ist ein Rückbezug zu unserer ersten Übung „Was glaubst du?“ sinnvoll.

Auf der Suche nach einfachen Antworten auf komplexe Fragen neigen die Jugendlichen, mit denen wir arbeiten (wie wir alle!), dazu, ihre neu gewonnenen Kenntnisse über einzelne Personen erneut auf ganze Personengruppen anzuwenden.

Die Geschichte mit den Wochenendfastern (siehe Seite 24) führt z. B. dazu, dass unsere Jugendlichen dieses Verhalten für alle jungen Muslime annehmen.

Die Geschichten über junge Frauen, die sich zunehmend sogar entgegen dem Wunsch ihrer Familien freiwillig – und durchaus mutig – für das Kopftuchtragen entscheiden, räumen zwar auf mit dem Klischee, alle Kopftuchträgerinnen seien unterdrückte und schwache Personen, aber wenn dies wiederum als Regelfall angenommen wird, führt das zur Nicht-Wahrnehmung realer Unterdrückung, die nicht selten in muslimischen Familien vorkommt.

Im Rahmen der Reflektion sind wir, wie im Projekt insgesamt, im Auftrag der Anerkennung von Vielfalt unterwegs. Darum ist es an dieser Stelle entscheidend, gleichsam Bezüge herzustellen zu den Familienstrukturen in den eigenen, deutschen Familien.

Oft eher durch die Mädchen thematisiert wird die Tatsache, dass Frauen in deutschen Familien mitunter durchaus weniger Rechte haben als die Männer. Und dabei tragen sie keine Kopftücher!

Jede scheinbare neue Feststellung über Kreuzberg und die MigrantInnen, die dort leben, wird zerlegt in viele Fragen, auf die es wieder hunderte von Antworten gibt. Dem beobachteten Bedürfnis der SchülerInnen nach klaren Antworten, nach einem neuen Bild über Kreuzberg, das jetzt – bitte schön – das alte ablöst, kann und darf nicht entsprochen werden.

Besonders, wenn die neuen Bilder von Kreuzberg sehr positiv ausfielen, konnte sich das Projektteam dem Eindruck nur schwer entziehen, dass das angestrebte Ziel erreicht war, weil scheinbar ein Umdenken erfolgt war.

So schwer es manchmal fällt: Allzu positiven Klischees und Bildern muss Wohl oder Übel auch wieder mit negativen Beispielen begegnet werden, um ein ausgewogenes, ein authentisches Bild zu vermitteln. Der erste Grund dafür ist nahe liegend: Vorbeugen von Enttäuschungen für den Fall, dass doch wieder eigene negative Erfahrungen erfolgen. Der zweite Grund ist weniger nahe liegend, aber nicht weniger wichtig: konsequente Sensibilisierung für Wahrnehmungsprozesse (Menschen wünschen sich einfache Antworten, egal, ob sie falsch oder richtig sind!).

In den Reflektionsrunden wird deutlich:

- dass Begegnungen mit Menschen meist die beeindruckendsten Erlebnisse liefern (Männercafé, Supermarkt, Trockenfrüchteladen),
- dass das Gefühl fremd zu sein, sich unsicher zu fühlen, tatsächlich schon im Laufe eines einzigen Tages spürbar nachlässt (von der Ankunft zur Abfahrt),
- dass dieses Gefühl in der Moschee noch einmal und am stärksten aufkommt.





Migration bedeutet Wanderung

Da Migrationsgeschichte ein wesentlicher Bestandteil der Exkursion ist und die SchülerInnen tatsächlich mit für sie völlig neuen Informationen konfrontiert werden bezüglich der historischen Bedingungen für den Zuzug von Gastarbeitern in den sechziger Jahren, haben wir beschlossen, auch in der Nachbereitung diesen Punkt aufzugreifen. Zunächst rufen wir einige Informationen über die MigrantInnen aus Kreuzberg zurück in Erinnerung und betonen gleichzeitig, dass sich die Informationen im Wesentlichen auf Menschen mit türkischem Hintergrund bezogen, die im Rahmen des Gastarbeiterzuzugs in den 60-er Jahren nach Berlin kamen.



Wir machen darauf aufmerksam, dass es auch jede Menge Menschen aus anderen Ländern als der Türkei in Berlin gibt, die zu völlig unterschiedlichen Zeiten aus völlig unterschiedlichen Gründen gewandert (migriert) sind.

Dann werden die SchülerInnen mit der Frage konfrontiert: „Aus welchen Gründen wärt ihr bereit, euer Land zu verlassen?“

An aller erster Stelle wird in der Regel die Arbeit genannt: Ich würde weggehen, um Arbeit zu finden. Das ist insofern erstaunlich, als dass nach unseren Recherchen die tatsächliche Bereitschaft, auch nur in einen anderen Bezirk zu gehen, um einen Ausbildungsplatz zu finden, sehr gering ist. Als wir die Jugendlichen darauf aufmerksam machen, dass sie in den Ländern, in die sie gehen würden, vermutlich auf Ablehnung stoßen würden, wenn sie aus wirtschaftlichen Gründen kämen („denen geht's doch zu Hause gar nicht schlecht, die kommen doch nur, weil sie hier besser verdienen ...“), reagieren sie empört: Das sei doch wohl normal, dass man dorthin gehe, wo es einem besser geht. Weitere Gründe, das Land zu verlassen, sind für die Befragten: Krieg, Hunger und politische Entwicklungen im eigenen Land (z.B. Diktatur, aber auch Überfremdung). Erst an dritter Stelle stehen persönliche, interessenbezogene Dinge: Sonne, Meer, Sprachen, schöne Frauen/Männer, Liebe.



Wir fassen zusammen, dass es Gründe gibt, die einen zwingen oder „drücken“, sein Land zu verlassen: Krieg, politische Verfolgung, Armut, Arbeitslosigkeit, Hunger, wirtschaftliche Not. Und kennzeichnen diese

Gründe als Push-Effekte (engl. to push: schieben, drücken). Es gibt aber auch Motive, die einen anziehen, wie zum Beispiel: Klima, Landschaft, Kultur, Menschen, Reichtum, wirtschaftliche Sorglosigkeit etc., sogenannte Pull-Effekte (engl. to pull: ziehen).

Nachdem wir also erst einmal festgestellt haben, dass es für jeden von uns Veranlassungen geben kann, woanders sein Glück zu suchen, fordern wir die SchülerInnen auf, sich folgende Situation vorzustellen:

Ihr habt zwei ziemlich schwere Koffer mit euren wichtigsten Sachen dabei. Mit dem Zug kommt ihr im Land XY an. Ihr habt gehört, dass ihr in eurem Beruf dort vermutlich Arbeit finden könnt. Am Bahnhof steht ihr jetzt mit euren beiden Koffern mutterseelenallein. Ihr sprecht keine andere Sprache außer deutsch. Niemand versteht euch. Ihr habt keine Wohnung, nicht besonders viel Geld und ihr kennt niemand in dieser Stadt, an deren Bahnhof ihr steht: Was sind eure nächsten Schritte?

Es kristallisiert sich heraus, dass als erstes ein paar Deutsche gefunden werden müssen, die helfen: bei der Orientierung, beim Übersetzen etc. Häufig wird die Meinung geäußert: „Am besten zieht man auch gleich zu ihnen in die Nähe, dann fühlt man sich weniger alleine.“

Wir hatten einige Zeit die Möglichkeit, in einem herkunftsmäßig gemischten Team zu arbeiten, mit einer Kollegin aus der Ukraine und einer Aussiedlerdeutschen aus Russland. Das bereicherte die Arbeit insofern, als dass gewissermaßen Migrationserfahrung unmittelbar als Kompetenz vorhanden war. Das gab uns auch die Chance, auf der emotionalen Ebene das Gefühl des Fremdsein stärker zu verdeutlichen.

Eine/r der SchülerInnen bekam z.B. die Aufgabe, direkt dort am Bahnhof in einem kleinen Laden etwas Milch zu kaufen. Die Milch steht in einem Regal hinter dem Verkaufstresen und somit für die Kunden unerreichbar. Andere SchülerInnen erhielten die Aufgabe, den Laden als KundInnen zu füllen.

In diesem Rollenspiel, in dem eine der Kolleginnen in die Rolle der Verkäuferin geschlüpft war und ausschließlich russisch bzw. ukrainisch sprach und zu verstehen vorgab, war das Gefühl der Hilflosigkeit für alle greifbar simuliert.



Wenn mehr Zeit war ...

In manchen Schulen waren wir in der glücklichen Situation, nicht nur drei Projektstage zur Verfügung zu haben, sondern eine ganze Projektwoche. In solchen Fällen haben wir den einen oder anderen Schwerpunkt stärker herausgearbeitet oder noch weitere Schwerpunkte gesetzt:

Alle anders, alle gleich

Hier stand in der Exkursionsvorbereitung die Beschäftigung mit der Vielfalt in der eigenen Gruppe im Vordergrund. In Übungen, die sich auf die Vielfalt der eigenen Identität beziehen, aber auch auf die Vielfalt der Identitäten in der gesamten Gruppe entsteht ein Bewusstsein dafür, dass die Jugendlichen jeden Tag mit Vielfalt umgehen müssen und dies auch können.



Die Aussage: „Die sind ja anders!“, vorgebracht als Grund, lieber nicht nach Kreuzberg zu wollen, lieber nicht den Kontakt zu Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu suchen, verliert an Gewicht in Anbetracht der Tatsache, dass offenbar alle anders sind.

Dieser Tag zur Vorbereitung war durchaus beliebt, weil die Jugendlichen selbst ausgiebig zu Wort kamen, und zwar im Hinblick auf etwas für sie außerordentlich Wichtiges: ihre Lebenssituation und ihre Zukunft.

X-Berg - der zweite Tag: Stadtrallye

Der zweite Tag in Kreuzberg war das konsequente Weiterverfolgen der Idee, die Jugendlichen an das Gefühl, mit Fremde/Fremdem/Fremden umzugehen, zu gewöhnen, diesen Umgang zu trainieren. Während sie zu ihrer Premiere in der Fremde (erster X-Berg-Tag) in einer großen Gruppe laufen konnten, war für diesen Tag die Arbeit in Kleingruppen vorgesehen.

Die Gruppen erhielten verschiedene Arbeitsaufträge, die sie zwangen, sich auf eigene Faust, in einem recht überschaubaren Radius zu bewegen und einige wildfremde Menschen anzusprechen und zu befragen. (Siehe Anhang)



In den Auswertungsrunden, die noch am selben Tag an einem geeigneten Ort in Kreuzberg stattfanden, ergaben sich meist spannende Erlebnisberichte. Das Gefühl, es mit der Fremde zu tun zu haben, nahm noch einmal deutlich ab, natürlich besonders durch den Umstand mit einigen Menschen gesprochen zu haben.

Betriebe in X-Berg:

Eine weitere Variante für einen zweiten Tag in Kreuzberg waren die Inspektion von mehreren Ausbildungsbetrieben und ein Interview mit Auszubildenden, die dort tätig sind. Erneut erhielten Kleingruppen den Auftrag, unterschiedliche Betriebe zu besuchen und ihren Besuch in Text und Bild zu dokumentieren. Das Besondere an dieser Variante ist die vergleichbare Situation, in der die Jugendlichen sich befinden, die hier als Auszubildende arbeiten. Die Erkenntnis: „Det is ja wie bei uns!“ bezog sich meist auf die Jugendlichen selber. Die Bereitschaft, für einen Ausbildungsplatz den eigenen Bezirk auch zu verlassen, rückte durch den Besuch in den Bereich des Möglichen.

Übungen zur Migration

Was in der Nachbereitung der „kurzen“ Projektwochen in Kreuzberg nur angerissen werden konnte, wurde hier ausführlich behandelt. In verschiedenen Übungen wurde die eigene Auswanderung geplant und besprochen. Vorteile von bestimmten Ländern, die Klischeevorstellungen entsprachen, wurden ebenso thematisiert, wie die Bedingungen, die sich die SchülerInnen als potentielle Migranten im Aufnahmeland wünschen würden, um sich gut integrieren zu können, zu wollen.

Visualisierung

Für längere Projektwochen, also mehr als zwei ganze Tage, haben wir den SchülerInnen Fotoapparate mitgegeben. Die Ergebnisse ihrer „Dokumentationswut“ konnten sie dann, am jeweils letzten Tag der Woche als Wandzeitung gestalten und schließlich zur Ansicht für andere Klassen irgendwo im Schulgebäude gut sichtbar aufhängen.





Projektarbeiten und Begegnungen in Gedenkstätten – auf den Spuren der Geschichte

Die Gedenkstättenfahrten sind ihrer Idee nach nicht in erster Linie dem interkulturellen, sondern dem geschichtlichen Lernen verpflichtet. Bei der Arbeit gegen Rechts schien uns der Aspekt, aus der Vergangenheit zu lernen, gerade für unsere Zielgruppe allerdings sehr wichtig. Verklärte und zum Teil idealisierte Bilder von Nazi-Deutschland sind unter Jugendlichen durchaus verbreitet.

Deshalb ist es besonders unter dem Aspekt der Multiplikatorenwirkung wichtig, dass viele Jugendliche auch heute noch einmal die Gelegenheit bekommen, mit eigenen Augen zu sehen, was einige ihrer Klassenkameraden da verharmlosen oder sogar leugnen: die Spuren des Völkermords.

Natürlich spielte der interkulturelle Aspekt bei diesen Fahrten eine nicht unwesentliche Rolle. Für uns war wichtig, die Gedenkstättenfahrten nach Italien oder Polen zu verbinden mit dem Kontakt zu dort lebenden gleichaltrigen Jugendlichen.

Die Zusammenhänge von geschichtlichem Lernen und interkulturellem Lernen liegen dabei für uns klar auf der Hand.

Wir haben uns bemüht, mit den Jugendlichen Bezüge zu ihrer Realität herzustellen. Diskriminierendes Verhalten im Schul- oder Ausbildungsalltag ist den Jugendlichen näher als die Morde in den Konzentrationslagern. Die Gradwanderungen vom couragierten Einschreiten, dem missbilligenden Zuschauen, dem unbeteiligten Zuschauen (ein

Die Aufklärung darüber, wie aus der bildhaften und kategorisierenden Denkweise der Menschen stereotypes Verhalten und Vorurteile entstehen können, ist ein wichtiger Schritt, um zu ergründen, wie es zu Rassismus und Völkermord kommen kann.

Widerspruch in sich), dem verstärkenden Zuschauen bis hin zum Anfeuern und der aktiven Täterschaft lassen sich anhand lebensnaher Beispiele sehr gut veranschaulichen.

Zum Beispiel Majdanek

Drei inhaltliche Schwerpunkte standen im Zentrum der Fahrten nach Polen: Erkundungen der alten historischen Stadt Lublin und ihrer wunderschönen Umgebung, Besuch der Gedenkstätte und Recherchen im Archiv, Erholung und Begegnung mit polnischen Jugendlichen.

Unsere Besuche in Lublin und Majdanek fanden mit Jugendlichen statt, die sich freiwillig zu einer solchen Reise entschlossen hatten. Das konnte zwar bedeuten, dass ein gewisses Interesse am Thema Nationalsozialismus und Neofaschismus bei den einzelnen Teilnehmern vorhanden war, musste es aber nicht. Wir mussten davon ausgehen, dass durchaus auch Teilnehmer darunter waren, die schlicht die günstige Gelegenheit nutzen wollten, relativ preiswert zu verreisen.

Wie konnte all das passieren?

Teilnehmer waren meist junge Leute im Alter von 17 bis 24 Jahre, zum überwiegenden Teil entweder arbeitslos oder in einer berufsvorbereitenden Maßnahme.

Ein Vorbereitungstreffen diente jeweils dazu, herauszuarbeiten, mit welchem Vorwissen, welchem Interesse und welchen Erwartungen die einzelnen Teilnehmer mit uns nach Lublin reisen. Wir konnten feststellen, dass bei der Mehrheit der Jugendlichen ein gewisses Vorwissen über die NS-Zeit vorhanden ist, resultierend vorwiegend aus in der Schule Gelerntem, aus Hollywoodfilmen, aber zum Teil auch aus der eigenen Familiengeschichte.

Schon die Bahnfahrten nutzten wir dazu, uns mit den Jugendlichen dem Thema zu nähern. Dafür wurden biographische Prosatexte verteilt, die das Leben und Überleben im KZ zum Thema hatten. So kamen wir recht zügig miteinander ins Gespräch. Es verstärkte sich unser Eindruck aus der Vorbereitung, dass ein großer Teil des Wissens und auch der Neugier der TeilnehmerInnen Hollywoodproduktionen wie „Schindlers Liste“ und „Das Leben ist schön“ zu verdanken ist, was





die Bedeutung solcher Hollywoodproduktionen unterstreicht. Auch in den abendlichen Gesprächsrunden, die zum einen den jeweils vergangenen Tag auswerten/bewerten sollten, zum anderen den nächsten Tag vorbereiten, beschäftigten wir uns mit Wissen und Vorstellungen der Jugendlichen zur deutschen, polnischen, jüdischen Geschichte und Gegenwart. Dabei traten dann auch die völlig unterschiedlichen, oft sehr persönlichen Gründe der Mädchen und Jungen, aber auch der Betreuer, zu Tage, an der Fahrt teilzunehmen.

Wir stellten in unseren Diskussionsrunden fest, dass die NS-Geschichte doch in der einen oder anderen Art in jeder unserer Familien eine Rolle spielt. Vermutlich haben auch viele unserer Großeltern (oder Urgroßeltern) vor der Menschenverachtung, mit der das faschistische Regime gemordet hat, die Augen verschlossen. In einigen Familien wird es auch passiven oder sogar aktiven Widerstand gegeben haben. Das Wissen über Tun oder Nicht-Tun in dieser Zeit wirkt zweifelsfrei bis heute in den Familien nach. Oftmals ist ein Zuwenig an Wissen dem Schweigen in den Familien geschuldet.

Damit ist die Frage aufgeworfen, die uns immer bis zum Abschluss der Fahrt beschäftigte: Wie konnte all das passieren, in einem Land, in dem überwiegend Menschen gelebt haben müssen, die so reizend sein können wie z.B. unsere Großeltern?

Mehr als nur Tourismus

Zu Beginn unseres Aufenthalts in Lublin stand die Erkundung dieser geschichtsträchtigen Stadt mit ihrer bemerkenswerten Architektur. Die Schönheit der Stadt beeindruckte die meisten der TeilnehmerInnen. Aber dieser bewundernde Eindruck wurde dann doch um einiges relativiert, weil überall die Tatsache gegenwärtig ist, dass sich nur etwa vier bis fünf Kilometer entfernt das ehemalige Konzentrations- und Vernichtungslager Majdanek befindet, in dem während des Nationalsozialismus fast vierhunderttausend Menschen, vorwiegend Juden, umgebracht worden sind.

Im Mittelpunkt unserer sachkundigen, ganztätigen Stadtführung stand dann auch das jüdische Leben in Lublin damals und heute. Und es wurde allen deutlich, dass die Nazis nachhaltig das gesamte jüdische Leben, das die Stadt einst wesentlich ausmachte, regelrecht ausge-

merzt haben. Heute lebt gerade noch eine Handvoll alter Menschen jüdischer Herkunft in Lublin, wo über Jahrhunderte hinweg zig Tausende einen ganzen Stadtteil mit Leben erfüllt hatten.

Let's go to the Club

Immer wieder hörten wir, dass die Begegnung mit polnischen Jugendlichen großen Anklang gefunden hat. Die Gruppen, auf die wir trafen, wünschten sich meist: Let's go to the Club. Das erwies sich stets als richtig. Denn dort – in einer Art Disco – kamen sich Gäste und Gastgeber schnell näher. Das unterstreicht die Tatsache, wie wichtig es ist, auch den lockeren, gewissermaßen historisch unbelasteten Kontakt zu einheimischen Jugendlichen herzustellen. Der Flirt mit einem jungen Polen löst vermutlich mehr aus als viele Worte. Er ergänzt sie auf jeden Fall in erfreulicher Weise.

Bedrückende Nähe durch Zeitzeugin

Eine wichtige Erkenntnis, die wir aus der Arbeit hinsichtlich der Gedenkstättenfahrten gezogen haben, ist, dass sowohl die Stadterkundung und die Begegnungen mit polnischen Jugendlichen als auch die Gespräche im Vorfeld und unterwegs von großer Bedeutung waren für das eigentliche Anliegen der Reise: der Besuch der Gedenkstätte Majdanek. Die Jugendlichen wurden emotional auf diesen Besuch eingestellt, und wir hatten den berechtigten Eindruck, dass wir ihnen das Gefühl nahmen, einer „Pflichtübung“ nachzukommen.

In der Gedenkstätte Majdanek: Der Vorführung eines erschütternden Films über das ehemalige Konzentrationslager folgte die eigentliche Exkursion durch das Lager: die Gaskammern, die Häftlingsbaracken, vorbei an Bergen von Schuhen bis hin zu den Krematorien. Am Abend dann ein Gespräch mit der Zeitzeugin Eva Koslowska.

Hier wurde eines ganz deutlich, nämlich dass die Jugendlichen erst in der persönlichen Begegnung mit der Zeitzeugin das Gesehene begreifen konnten. So wurde die emotional erschütternde Besichtigung der Gaskammern, mit den deutlichen Spuren von Zyklon B an der Decke und an den Wänden, scheinbar erst durch Eva Koslowskas Schilderungen wirklich real und somit rational begreifbar. Für die erwachsenen Betreuer auf der Fahrt war die Begegnung mit der Zeitzeugin





natürlich auch sehr beeindruckend, aber sie empfanden sie gleichsam fast als eine emotionale Überforderung; das in dem ehemaligen Lager Gesehene war für sie absolut plastisch und real und hatte sie bereits sehr aufgerüttelt.

Einen weiteren Unterschied zwischen TeilnehmerInnen und Betreuern konnten wir festhalten: Den Jugendlichen erschien überwiegend jede Art von Verantwortung für die Gräueltaten von damals im Sinne einer Verpflichtung zur Wiedergutmachung fremd. Sie formulierten zwar den Anspruch an sich selber, aus dem Geschehenen für die Zukunft zu lernen, aber jede Form von schlechtem Gewissen oder dem Wunsch nach Wiedergutmachung beschrieben sie als nicht vorhanden.

Die Frage nach Täter und Schuld



Die Gelegenheit, das Archiv der Gedenkstätte zu besuchen, sich mit den Akten auseinanderzusetzen, sahen am Anfang die wenigsten Jugendlichen als Chance an; aber es gehörte zum Programm, und sie fügten sich.

Am Schluss danach befragt, antworteten die meisten, dass sie dort viele Eindrücke sammeln konnten und eigentlich die Arbeit im Archiv zu den Höhepunkten der Fahrt gehörte.



In Zweiertteams hatten sie sich zusammengesetzt und sich intensiv mit einzelnen Akten beschäftigt. Der überwiegende Teil der Jugendlichen interessierte sich besonders für die TäterInnen und damit im Zusammenhang für die Frage: Was waren das für Menschen, beispielsweise die KZ-Aufseher? Wie musste man beschaffen sein, um so eine Arbeit machen zu können?

Beim abendlichen Zusammentragen der Ergebnisse unserer Recherchen im Archiv stellten wir übereinstimmend fest, dass die wenigsten TäterInnen über eine auffällige Biographie verfügen. Es handelt sich um „normale“ Familienväter, die vermutlich nach Feierabend auf einer grünen Wiese, nicht weit entfernt von den Gaskammern, mit ihren Kindern Fußball gespielt haben dürften.

Einen breiten Raum in den Diskussionen nahm die Frage ein, ob ein einfacher Aufseher, letztlich ein Befehlsempfänger und in der Hierar-

chie weit unten angesiedelt, weniger Schuld auf sich geladen hat als der Lagerkommandant selbst. Wir kamen zu keinem abschließenden Meinungsbild, wurden uns aber einig darüber, dass in einer Diktatur (und ganz sicher nicht nur dort) eigentlich jeder sich zu einem reinen Befehlsempfänger erklären kann.

An solchen Diskussionspunkten schilderten wir das Milgram Experiment (siehe farbigen Kasten), um einen Input zu geben der, jenseits des Dritten Reiches und auch jenseits von Deutschland, verdeutlicht, wozu Menschen in der Lage sind, wenn sie die Verantwortung für eigenes Handeln abgeben können. Das Abgeben der eigenen moralischen Verantwortung wurde von den Jugendlichen verurteilt: „Ich würde bestimmt nicht wegsehen oder mitmachen...“ Es waren keine selbstkritischen Stimmen zu solchem Zeitpunkt präsent.

Aus einem Bericht eines 15-jährigen Teilnehmers an der Gedenkstättenfahrt nach Majdanek

...Als wir Frühstück gegessen hatten, sind wir in das KZ-Archiv gefahren, um uns die Akten anzuschauen, die noch nicht vernichtet worden sind. Es gab eine Einweisung und Vorstellung der Leute, die uns betreuten und uns bei Fragen, die sehr oft gestellt worden sind, zu helfen. Wir hatten Einsicht in viele Personalakten, Transportlisten und Effektlisten (Sammellisten).

In der Bibliothek konnten wir nachschlagen in Büchern, die über das KZ und die Nazizeit handelten. Es wurden uns viele Informationen preisgegeben, Informationen, die wir zum Plakat verarbeitet haben; jeder hatte sich ein eigenes Thema gesucht, das ihn interessierte. Viele haben sich über die allgemeine Arbeit im KZ informiert. Teilweise fast zerstörte Dokumente waren schwer zu lesen, man brauchte Geduld, um entziffern zu können, was dort gemeint war.

Wir haben uns - jeder für sich - ein Plakat erstellt mit Fotos, die wir gestern geschossen haben, und mit Berichten von heute.

Es gab viele Personalakten. Eine von denen war von Herbert Ammel, ein SS-Mann aus Bayern. Er war seit 1922 bei der SS. Ein angesehener Mann, ein Liebling, der immer seine Aufgaben mit Stolz und Begeisterung durchführte. Einer, der eine kleine Tochter hatte, arbeitete in

Das Milgram-Experiment:

Die Probanden wurden im Rahmen eines Versuchs angewiesen, an andere Menschen Elektroschocks, bis hin zu tödlichen Voltzahlen, zu verabreichen, wenn diese bestimmte Lernerfolge nicht erzielten. Die Probanden wurden dabei in dem Glauben gelassen die Schocks seien echt und ihre Teilnahme am Versuch diene der wissenschaftlichen Untersuchung von Lernverhalten.

Zum Teil konnten sie die Schreie der angeblichen Opfer hören in dem Raum, in dem sie mit einem Hebel die Schocks in steigenden Dosierungen verabreichten.

In Wahrheit war es ein Versuch, um den Gehorsam der Probanden zu testen. In unterschiedlichen Settings wurde unterschiedlich viel Druck auf die Probanden ausgeübt, das Experiment entgegen eventueller Zweifel durchzuführen.

Im Ergebnis war die Rate der Verweigerer selbst bei Schockstärken, die lebensgefährliche Verletzungen zur Folge gehabt hätten, erschreckend gering.



einem KZ, wo täglich Männer, Frauen und Kinder ermordet wurden. 1945 hat er einen Antrag gestellt, dass er mit seinem Dienst aufhören möchte, da er sich lieber um seine Tochter kümmern wollte. Ab dort war dann für die Archivierung Schluss. Ich werde in Berlin versuchen, mich mit diesem Mann weiter zu beschäftigen.

Vielleicht finde ich ja weiteres über ihn, das mir Auskunft über seine Tochter und seine Enkel gibt. ...

„Ich würde nicht wegsehen!“

Beispiel für eine Abschlussdebatte: Noch vor Ort machen wir die Schlussauswertung, die in unseren Abschiedsabend übergeht und die, so klassenzimmerfern wie möglich, in gemütlicher Runde stattfindet. Wir bitten jede(n) Einzelne(n), für sich die Fahrt zu resümieren. Danach stellen wir die Frage in den Mittelpunkt, durch welches Verhalten wir im eigenen Alltag dem formulierten Anspruch „Ich würde bestimmt nicht wegsehen“ entsprechen können.



Nach anfänglich vorsichtigen allgemeingültigen Aussagen kommt es schließlich zu der spannendsten Diskussion der ganzen Fahrt, als eine junge Frau aus ihrem Ausbildungsbetrieb von Mobbing-Methoden berichtet und von der Tatsache, dass niemand, auch sie selber nicht, den Mut hat, sich auf die Seite des Mobbing-Opfers und damit gegen den Chef zu stellen.

Nachdem im ersten Moment die anderen sehr schnell sind mit guten Ratschlägen, wie man sich in einer solchen Situation mutig verhalten kann, ohne gleich das nächste, übrigens heftig gequälte Mobbing-Opfer zu werden, ist der zweite Schritt für uns, bei jedem einzelnen nach ähnlichen Situationen zu suchen.

Es stellt sich heraus, dass jeder von uns, Betreuer eingeschlossen, schon Ähnliches erlebt hat, ohne sich nennenswert durch Zivilcourage hervorgehoben zu haben. Menschenverachtendes Verhalten gibt es in Schulklassen, in Betrieben, in Familien. Sich im konkreten Alltag couragiert zu verhalten, so unser Resümee, ist immer mit großen Schwierigkeiten verbunden, wird aber einfacher, wenn man sich Bundesgenossen gegen eine Gemeinschaft sucht, sich also bemüht, mit an die Courage anderer zu appellieren.

Greifbare Vergangenheit

Solche Gespräche bestätigten explizit den unmittelbaren Nutzen unserer Gedenkstättenfahrten und gaben uns die Sicherheit, dass die Wirkung eine nachhaltige sein würde: Der Blick in die Vergangenheit hatte ein Reflektieren über die Gegenwart provoziert, über den unmittelbaren Alltag, über das eigene Leben. Solche Bezugnahmen boten sich an, sie wurden von unseren Jugendlichen ganz selbstverständlich in die Debatte geworfen. Und sie bekamen ein großes Gewicht, weil von ihnen ausgehend wieder Rückschlüsse gezogen wurden: Wie hatte es damals zu diesen unvorstellbaren Verbrechen kommen können?

Die Vergangenheit war greifbar geworden. Dieses „damals“ rückte näher. Die unmittelbare Konfrontation mit dem Geschehenen unterstützte dies. Beim Anblick der Berge von Schuhen ermordeter Häftlinge in einer Baracke meinte ein 17-jähriges Mädchen: „Jetzt hat man erst eine etwas genauere Vorstellung, wie viele Menschen es etwa gewesen sein müssen in dieser Baracke, und das war ja nicht die einzige...“ Die große emotionale Wirkung des auf der Fahrt Erlebten zeigte sich in solchen Details und fand in der Begegnung mit Überlebenden ihren von fast allen erklärten Höhepunkt. „Ich werde zu Hause meinen Freunden von der Zeitzeugin erzählen. Ich werde versuchen, ihre Geschichte weiter zu erzählen und die starken Eindrücke, die ich durch sie bekommen habe, weiter zu geben. Ich hoffe für alle Interessenten, dass solche Bildungsreisen noch ganz oft ermöglicht werden können“, schrieb uns eine 18-jährige Teilnehmerin nach einer der Fahrten.





Canal Boat Adventure Project
in Halton, Großbritannien



Association Roudel,
Ladern sur Lauquet,
Carcassonne, Frankreich



Bayrisches Haus Odessa,
Ukraine



Europa und wir - Internationale Jugendbegegnungen

Der Verein KIDS & CO hat Partner in vielen Ländern Europas und darüber hinaus, bisher in England, Frankreich, Lettland, Polen, Portugal, Tunesien, Weißrussland und in der Ukraine. Durch internationale Jugendbegegnungen wollen wir Kindern und Jugendlichen — vorrangig aus Marzahn-Hellersdorf — ermöglichen, einen Blick über ihren Alltag im Bezirk hinaus zu werfen, junge Menschen in anderen Ländern kennen und verstehen zu lernen.

Mit Jugendlichen in ein anderes Land zu fahren, um dort andere Jugendliche zu treffen, ist ein Erlebnis, mit dem sich gut arbeiten lässt. Besonders, wenn die Gruppen mit einem gemeinsamen Projekt beschäftigt werden. Bei der gemeinsamen Arbeit an Projekten wird das anfängliche Fremdheitsgefühl recht zügig überwunden, selbst ohne die Möglichkeiten einer gemeinsamen Sprache.

Auf der Moderationsebene sind für uns dabei folgende Aspekte wichtig:

- Vorurteile bzw. Vorher-Bilder von den Partnern festzuhalten,
- auf die Vielfalt innerhalb der eigenen Gruppe aufmerksam zu machen, wenn man als die „Deutschen“ irgendwo hin fährt. (Eigenwahrnehmung und Fremdwahrnehmung),
- das eigene Deutsch-Sein zu thematisieren,
- die Reaktion auf fremde Umgebungen zu thematisieren.
- das Kennenlernen der Gruppen mit Übungen so zu moderieren, dass die Vielfalt deutlich werden kann,
- auf der Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden andere Faktoren zu berücksichtigen als die Herkunft.

Mit unseren Vorbereitungstreffen, den Reflektionsrunden vor Ort und der eventuellen Nachbereitung in Berlin folgten wir dem grundsätzlichen Ziel, die Vielfalt von möglichen Lebensentwürfen unter jeweils spezifischen Lebensbedingungen zu verdeutlichen. Exemplarisch soll im folgenden eine unserer Begegnungen beschrieben werden.

Zum Beispiel: Jugendbegegnung in Amendoeira da Serra in Portugal

Unser portugiesischer Partner, die Associação de Defesa do Património de Mértola (ADPM) haben andere Arbeitsschwerpunkte als wir. Während die ADPM im Bereich der Umwelterziehung und des Umweltschutzes sehr aktiv ist, spielen bei KIDS & CO Berufsorientierung, soziales und interkulturelles Lernen und Freizeitangebote für Kinder und Jugendliche eine zentrale Rolle.

Diese Tatsache sahen wir nicht als Hindernis, sondern durchaus als Chance an. Die Abstimmung unserer Schwerpunkte aufeinander ergab ein schlüssiges und bei der Begegnung dann auch realisiertes Programm, das die Möglichkeit in sich barg, die Kompetenzen der Organisationen jeweils zu verstärken.

Interessenten im Alter von 16 bis 21 Jahren für eine Reise nach Portugal zu finden, war nicht schwierig, nicht zuletzt durch die geringe finanzielle Belastung, durch die eine Teilnahme auch Jugendlichen ermöglicht wurde, die sich Reisen ansonsten nicht leisten können. Und das trifft auf fast alle unsere jugendlichen Partner zu.

„Das alles ist Deutschland - das alles sind wir!“

Ziel eines ersten Vorbereitungstreffens war es, den Interessenten einen Eindruck von der im Süden Portugals gelegenen Provinz Alentejo zu vermitteln. Die MitarbeiterInnen der ADPM hatten uns Filme zur Verfügung gestellt, die wir zur Einstimmung zeigten.

Der Monte de Vento und das Begegnungszentrum in Amendoeira da Serra sind sehr einsam gelegen. Amendoeira da Serra selbst hat zur Zeit kaum mehr als dreißig Einwohner, von denen die wenigsten unter fünfzig Jahre alt sind. Für unsere Großstadt-Jugendlichen





Spiele bedeuten Spaß am gemeinsamen Tun, Spontaneität, Ungezwungenheit, Kooperations-, Integrations- und Improvisationsfähigkeit (z.B. können herrschende Sprachbarrieren und damit verbundene Schwellenängste gut überwunden werden). Sie vermitteln die Botschaft, dass Mitmachen wichtiger ist als die Präsentation von Ergebnissen. Jedoch bedeutet Spiel neben Spaß auch Regeln und zeigt Ordnung bzw. Grenzen auf. Soziale Kompetenzen (z.B. die Fähigkeit, Verantwortung zu übernehmen, Konflikte zu lösen) werden durch spielerische Methoden entwickelt und erlernt.

würde es möglicherweise einen wahren Kulturschock bedeuten, zehn Tage hier zu verbringen. Auf dem Video allerdings sah alles sehr idyllisch aus.

Mit den Jugendlichen, die sich für die Fahrt entschieden hatten, fand schließlich ein zweites Vorbereitungstreffen statt. Ein wichtiger Tagesordnungspunkt war dabei ein Brainstorming über das Ausrichten eines „deutschen Abends“ für die portugiesischen Gastgeber. „Typisch Deutsches“ wurde zusammengetragen, wobei deutlich sichtbar war, auf wie wenig Dinge sich die Jugendlichen einigen konnten, die für sie typisch deutsch waren. Auf kreative Weise wurde damit das eigene Deutsch-Sein thematisiert und diskutiert. Unser Ziel dabei war, die Unterschiedlichkeit innerhalb der Gruppe herausarbeiten zu lassen, nach dem Motto: „Das alles ist Deutschland, das alles sind wir!“.

Typisch südländisch?

Ein weiterer wichtiger Punkt in der Vorbereitung war, die bei den Teilnehmern vorhandenen Bilder über Portugal und die Portugiesen aufzunehmen und festzuhalten und die Gefühle der Fremde / dem Fremden gegenüber anzusprechen.

Vorhandene Kenntnisse über Portugal waren eher dünn, wie sich dabei herausstellte. Den Portugiesen wurden die „typisch südländischen Eigenschaften“ zugeschrieben: temperamentvoll, laut, wild gestikulierend, eifersüchtig (damit nicht ungefährlich!), musikalisch....

Übungen, Spiele und Forderung aller Sinne

Mit diesem Stand der Vorbereitung brachen wir auf. Angekommen in Portugal, standen spiel- und erlebnispädagogische Inhalte absolut im Mittelpunkt der Begegnung.

Der Grundgedanke spielpädagogischer Methoden ist es, dass Spiele ein wertvolles Medium emotionalen und sozialen Lernens sein können. Das war auch unser Ausgangspunkt.

Zu Beginn der Jugendbegegnung wurden übliche Kennenlernspiele eingesetzt, welche die TeilnehmerInnen in einen ersten Kontakt brachten und vorhandene Strukturen zwanglos aufbrachen.

Als erstes Kennenlernspiel unter (mindestens) zwei sich neu begegnenden Gruppen - dabei ist es unwesentlich, ob die Mitglieder einer Gruppe sich untereinander jeweils schon kennen - eignet sich das Spiel „Faden-Spinnen“, das wir bei verschiedenen Begegnungen sowohl als Gastgeber als auch als Gäste mit TeilnehmerInnen jeden Alters gern initiiert haben: Alle stehen im Kreis. Der Spielleiter fragt wahllos einen Mitspieler nach dessen Namen, ruft dann den Namen laut und wirft ihm ein Wollknäuel zu, dessen Fadenende er in der Hand behält. Der Fänger macht das gleiche mit einem anderen Mitspieler und behält ebenfalls ein Stück Faden in der Hand. Das geht so weiter, bis jeder in der Gruppe mal dran war bzw. das Wollknäuel abgewickelt ist. Jetzt passiert der ganze Vorgang rückwärts, bis das so entstandene „Spinnennetz“ aus Wolle wieder entwirrt ist. - Besonders der zweite Teil des Spiels machte den Teilnehmern immer viel Spaß, zumal natürlich beim Erinnern an die Namen laute Hilfe von den Mitspielern erlaubt war.



Sogenannte Warming-up-Spiele halfen den Jugendlichen, sich aufeinander originell, unkompliziert und ausgelassen einzustimmen und als Gruppe in Bewegung zu kommen.

Auch hierfür ein Beispiel, das bei mehreren Jugendbegegnungen Anwendung fand: „Rette sich, wer kann“. Im Raum verteilt sind (stabile) Stühle, auf die sich die Teilnehmer so schnell wie möglich stellen müssen, sobald die Musik aufhört. Wenn die Musik wieder beginnt, wird ein Stuhl entfernt. Nun müssen sich zwei Spieler einen Stuhl teilen. Nach dem nächsten Stopp sind schon zwei Stühle zu wenig da usw., bis im Idealfall alle Teilnehmer auf einem einzigen Stuhl versammelt sind. - Dieses Spiel ist deshalb besonders spannend, weil der Sinn darin besteht, möglichst niemanden ausscheiden zu lassen. Das heißt: Jeder muss jedem helfen, selbst Körperkontakt ist erlaubt, weil notwendig.



Gemeinsame Aufgaben, ohne Sprachbarrieren überwinden zu müssen, waren auch zu lösen beim Besuch auf dem Monte de Vento, dem Windberg, einem biodynamischen Hof, der gleichzeitig als Zentrum für Umweltsensibilisierung und Umwelterziehung dient. Hier werden nicht nur allerhand Kräuter angebaut, geerntet und getrocknet, sondern es gibt auch einen Lernpfad durch die ortsübliche Pflanzenwelt, der wie geschaffen ist für „interkulturelles Lernen“, denn hier werden Sinne angesprochen, die jeder gesunde Mensch gleichermaßen hat, das Tasten und das Fühlen.



Die Jugendlichen mussten mit verbundenen Augen die Umwelt erkunden. Im „Gänsemarsch“, jeweils eine Hand auf die Schulter des Vordermannes / der Vorderfrau gelegt, wurde Natur neu wahrgenommen. Durch das gemeinsame Lauschen auf Geräusche sowie das Riechen und Berühren der verschiedenen Pflanzen wurde es den Teilnehmern ermöglicht, auf eine ruhige und konzentrierte Art in Kontakt mit sich selbst, den Mitspielern und der Natur zu kommen. Es war geradezu ein meditatives Ankommen in der Natur und in der Einsamkeit des Monte de Vento, das seine Wirkung weder bei den deutschen noch bei den portugiesischen Jugendlichen verfehlte. Dadurch, dass die Kette gebildet wurde durch immer abwechselnd einen deutschen und einen portugiesischen Jugendlichen, musste man sich aufeinander verlassen, so dass diese Übung - sozusagen nebenbei - auch eine vertrauensbildende Funktion auf multikultureller Ebene hatte.



Komplementiert wurden die angewandten Methoden durch verschiedene Reflexionsübungen. Dies eröffnete den Teilnehmern die Möglichkeit, sich über das Erlebte auszutauschen und es zu verarbeiten. Jener Aspekt bezog sich sowohl auf den Gruppenprozess als auch auf individuelle Erfahrungen und Gefühle.

Realität von Landesgrenzen

Ein Vormittag war im weitesten Sinne dem Kennenlernen der Region gewidmet. Mit der Erkundung von Mertola, der nächst größeren Ortschaft, war der Besuch eines islamischen Museums, eines archäologischen Camps, einer mittelalterlichen Festung und eines Handwerksmuseums verbunden. An diesem Tag in Mertola erfuhren wir viel über die unterschiedlichen Einflüsse in der Region.

In der anschließenden Auswertungsrunde wurde thematisiert, wie stark das Leben im Alentejo von islamischen Einflüssen geprägt ist. Durch eine lange Periode maurischer Herrschaft über das Alentejo sind beispielsweise die traditionelle Art, sich zu kleiden, oder Techniken in der Landwirtschaft, ja sogar viele Wörter arabischen Ursprungs. Das Leben im Alentejo weist damit mehr Gemeinsamkeiten mit dem Leben in Marokko auf als mit dem im portugiesischen Norden.

„Die Portugiesen“ scheint es damit im kulturellen Sinne nicht zu geben. Das war für die interkulturelle Moderation der Begegnung ein



Steilpass, konnten wir doch die Relativität von Landesgrenzen verdeutlichen und die Schwierigkeiten einsehbar machen, die entstehen, will man „das Deutsch-Sein“ oder das „Portugiesisch-Sein“ festlegen. Als wir die deutsche Gruppe nach ähnlichen regional stark unterschiedlichen Lebensbedingungen fragten, brauchte es in einer Berliner Gruppe natürlich nicht lange, bis das DDR-BRD-Gefälle auf den Plan kam. Die Verbindung, die Einzelne aus der Gruppe zum Ost-West-Thema herstellten, war für die jungen Portugiesen sehr spannend, was wiederum den deutschen Jugendlichen ein starkes Gefühl von Relevanz gab.

Wir machten darauf aufmerksam, wie stark in diesem Augenblick der Eindruck der Gastgeber vom Deutschland im Jahre 14 nach der Vereinigung geprägt wurde durch die Erzählungen von einer Hand voll Jugendlicher.

Projektarbeit am Monte de Vento

Ein Schwerpunkt der ADPM ist die Umweltentwicklung. In Portugal ist das Umweltbewusstsein insgesamt noch wenig verbreitet, so dass ein beträchtlicher Teil der Arbeit darin besteht die Bevölkerung, speziell Kinder und Jugendliche, aber auch Landwirte über Maßnahmen zum Schutz der Umwelt zu informieren.

Seit beinahe zwanzig Jahren ist die Region um Mertola nun schon ein Naturschutzgebiet, in dem zahlreiche Tier- und Pflanzenarten gedeihen und sich regenerieren. Der Monte de Vento gehört dazu. Vor etwa 15 Jahren wurde er von der ADPM gekauft, die seitdem daran arbeitet, eine monokulturgeschädigte Gegend in ein Gebiet mit vegetativer Vielfalt zu verwandeln. Dazu gehört unter anderem die Aufforstung der Umgebung mit ortsüblichen Pflanzen oder auch der Anbau und Verkauf von Heilkräutern.

Über Hintergründe und Notwendigkeit solcherart Projekte informiert, wurden auch alle Teilnehmer unserer Begegnung in die Arbeit einbezogen. An einigen Vormittagen wurde Unkraut gezupft, und es wurden verschiedene Teesorten aus getrockneten Kräutern abgefüllt. Löcher wurden ausgehoben, um Pflanzen in den Boden bringen zu können, die vorher unter einem Metallgestell, über das schattenspendende Planen gespannt sind, als Setzlinge schonend auf ein Gedeihen





in freier Natur vorbereitet worden waren. Einige Jugendliche halfen auch beim Wegebau, was bei steinhartem Boden und sengender Hitze eine echte Herausforderung darstellte.

Niemand hat sich über diese Art von „Hilfsarbeiten“ beschwert. Die Gruppen begriffen durchaus, dass sie sich im gemeinsamen Schweiß ihrer Angesichter noch einmal auf ganz andere Art näher gekommen waren. Außerdem wurde im Anschluss ja auch kräftig gefeiert.

Ein deutscher Abend - ein portugiesischer Abend



Die Idee, einen portugiesischen und einen deutschen Abend zu veranstalten, war im Vorfeld von unserem portugiesischen Partner an uns herangetragen worden. Wie bereits erwähnt bereitete uns die Vorbereitung eines „deutschen Abends“ einige Schwierigkeiten.

Immer wieder stolperten wir über die Frage: Was ist typisch deutsch? Schließlich lag aber gerade auch in der inhaltlichen Diskussion ein Wert dieser Idee. Teilnehmer und Betreuer waren gezwungen, sich mit brisanten politischen Themen auseinander zu setzen, bis hin zu der Frage: Wenn ich sage, dass ich stolz bin, ein Deutscher zu sein, werde ich dann nicht allzu schnell in die rechtsradikale Ecke gestellt?



Letztlich aber war die praktische Umsetzung der Idee viel weniger kompliziert als gedacht und vor allem war sie weit spaßiger: Es ging nicht so sehr darum, was es zu essen und zu trinken gibt oder welche Dekoration bevorzugt wird - obgleich auch das mit viel Freude vorbereitet wurde. Es ging um die gemeinsame Aktion. So hatten beide Gruppen z.B. den Auftrag bekommen, für den jeweiligen Abend ein Lied aus dem Land des Partners einzustudieren. Natürlich in der Sprache des Ursprungslandes. Das ging nur zusammen! Die Teilnehmer schrieben die Texte der Lieder in Lautschrift auf, und gegenseitig brachte man sie sich mit der Melodie bei. Das Üben wurde im besten Sinne genauso zum interkulturellen Spektakel wie der Vortrag an den beiden Abenden.

Die Chemie stimmte

Am Abreisetag setzten sich die beiden Teams zusammen und nahmen eine erste Auswertung des gesamten Treffens vor: ein interessantes

Programm, eine gelungene Begegnung; es gab keine Barrieren, die nicht überwunden wurden, Freundschaften sind entstanden. Das deutsch-portugiesische Betreuer-Team hat nicht nur gut miteinander gearbeitet, sondern sich vor allem auch großartig verstanden. Das zu betonen ist deshalb so wichtig, weil sich die gute Chemie in der Regel auf die Gruppen überträgt. Und: Das ist die Grundbedingung für ein Fortbestehen der Partnerschaft.

Die beste Motivation für die Organisation von Jugendbegegnungen ist der schlichte Wunsch, einander wiedersehen zu wollen.

Deshalb gingen wir nicht auseinander, ohne vorher gemeinsam Ideen für ein erneutes Treffen in Berlin vereinbart zu haben, bei dem sich unsere Jugendlichen als Gastgeber beweisen und ihren neu gewonnenen Freunden Einblicke in ihren Alltag und in das Leben in der Großstadt vermitteln würden.



Anhang

Der Fragebogen und einige auswertende Bemerkungen

Schülerfragebogen

Der Fragebogen soll anonym beantwortet werden, aber bitte kreuze an, ob du weiblich oder männlich bist:

männlich weiblich

1.) Ich habe Bekannte, die nicht deutscher Herkunft sind.

- a) Ja ich habe viele Bekannte und Freunde, die nicht deutscher Herkunft sind.
- b) Ich kenne zwischen drei und fünf Personen nicht deutscher Herkunft.
- c) Ich kenne ein bis zwei Personen nicht deutscher Herkunft.
- d) Ich kenne niemanden, der / die nicht deutscher Herkunft ist.

2.) In Berlin gibt es Bezirke, in denen ein großer Teil der Einwohner ausländischer Herkunft ist.

- a) Ich würde auch in einen solchen Bezirk ziehen.
- b) In einem solchen Bezirk kann man wohnen, wenn man dort viele Menschen kennt.
- c) Ich wohne lieber in einem Bezirk, in dem nur Deutsche wohnen.
- d) In einen solchen Bezirk würde ich nie ziehen.

3.) Ich wollte immer einen Freund / eine Freundin aus einem anderen Land haben.

- a) Genau.
- b) Mir ist egal, aus welchem Land er / sie stammt, Hauptsache, ich mag ihn / sie.
- c) Mit Menschen aus meinem eigenen Land fühle ich mich wohler.
- d) Daran habe ich kein Interesse.

4.) Meine Eltern haben Freunde oder gute Bekannte, die aus einem anderen Land stammen als sie selber.

- a) Ja, einige sogar.
- b) Ja, aber nur wenige.
- c) Darüber weiß ich jedenfalls nichts.
- d) Auf keinen Fall, das weiß ich genau.

5.) Ich sehe gerne Filme oder Dokumentarfilme über andere Länder.

- a) Ja, solche Filme interessieren mich sehr.
- b) Wenn ich zufällig in einen solchen Film zappe, bleibe ich oft hängen.
- c) Solche Filme sehe ich selten.
- d) Da schalte ich sofort weg.

6.) In der U-Bahn verhalten sich Ausländer..

- a) ... nicht anders als Deutsche, mal besser, mal schlechter.
- b) ... anders als die Deutschen, aber nicht so, dass es mich stört.
- c) ... manchmal laut und auffällig, aber ich traue mich nicht etwas dagegen zu sagen.
- d) ... oft so, dass ich mich richtig darüber ärgere.

7.) In Deutschland gibt es eine Wirtschaftskrise auch deshalb, weil hier so viele Ausländer leben.

- a) Genau.
- b) Es liegt nicht an allen Ausländern, nur an denen, die nicht arbeiten.
- c) Das kann ich nicht beurteilen.
- d) Mit den Ausländern hat das nichts zu tun.

8.) Einige meiner engsten Freunde sind anderer Herkunft als ich.

- a) Ja sie sind zum Beispiel aus ...
- b) Ich habe nur einen oder zwei Freunde anderer Herkunft, sie sind aus ...
- c) Von meinen engsten Freunden ist niemand aus einem anderen Land.
- d) Nein, daran habe ich auch kein Interesse.

9.) Meine Eltern sind der Ansicht, dass es in Deutschland zu viele Ausländer gibt.

- a) Ja, das sagen meine Eltern oft.
- b) Ich habe sie so etwas schon sagen gehört.
- c) Ich weiß nicht, wie ihre Meinung dazu ist.
- d) Nein, dieser Meinung sind sie nicht.

10.) Die meisten Ausländer, die hier wohnen, mögen die Deutschen nicht besonders.

- a) Das stimmt.
- b) Das kann schon sein.
- c) Ich glaube nicht, dass das so ist.
- d) Blödsinn.

11.) Unter den Ausländern, die hier leben, gibt es mehr Verbrecher als unter den Deutschen.

- a) Das glaube ich nicht.
- b) Schon möglich.
- c) Wahrscheinlich stimmt das.
- d) Richtig, so ist es.

12.) Wenn ich mich mit jemanden unterhalte, der / die nicht gut deutsch spricht, dann ...

- a) ... versuche ich ihn / sie eben irgendwie anders zu verstehen.
- b) ... stört mich das ein wenig, aber nicht jeder kann eben deutsch können.
- c) ... will ich das Gespräch möglichst schnell beenden, denn es ist mir unangenehm.
- d) ... bin ich genervt, dass die Person mit mir spricht.

13.) Wenn es in Deutschland weniger Ausländer gäbe ...

- a) ... wäre Deutschland ein wenig langweiliger.
- b) ... würde sich nicht viel verändern.
- c) ... würde das dem Land sehr gut tun.
- d) ... würde ich mich viel wohler fühlen.

14.) Meinen Eltern ist es lieber, wenn ich mich mit deutschen Jugendlichen anfreunde.

- a) Ja, das ist ihnen tatsächlich wichtig.
- b) Ja, manchmal sagen sie etwas in der Richtung.
- c) Darüber machen sie sich wenig Gedanken.
- d) Meinen Eltern ist es völlig egal, welcher Herkunft meine Freunde sind.

15.) Ich würde gerne mehr über Kultur und Traditionen anderer Länder erfahren.

- a) Ja, ich interessiere mich dafür.
- b) Warum nicht, aber jemand müsste mir darüber was erzählen.
- c) Das interessiert mich nicht besonders.
- d) Das interessiert mich überhaupt nicht.

Bei der Erarbeitung der Fragebögen waren wir davon ausgegangen, dass wir durch die Antworten etwas über die jeweilige konkrete Gruppe erfahren wollten, mit der wir es zu tun haben würden. Das war das primäre Anliegen. Und die Realität gab uns Recht. Darüber hinaus ist es für Folgeprojekte natürlich auch von Interesse, sich mit dem Gesamtergebnis zu beschäftigen. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir uns 300 Fragebögen näher angesehen. Die Befragten waren Schüler aus 8. bis 10. Klassen aller Schulformen; die Befragung war anonym.

Das Ergebnis ist nur in wenigen Punkten überraschend; im Wesentlichen entspricht es unseren Erfahrungen aus jahrelanger Arbeit mit der Zielgruppe. Wenn insgesamt 20,6 % aller Befragten ausländische Mitbürger in Deutschland ablehnen, dann ist diese Zahl natürlich zu hoch, aber sie steht etwa der gleichen Prozentzahl an Positivmeinungen gegenüber (20,2 %). Diese Aussage bezieht sich auf Sätze wie:

- Ich wohne lieber in einem Bezirk, wo nur Deutsche wohnen. / Ich würde auch in einen Bezirk ziehen, in dem ein großer Teil der Einwohner ausländischer Herkunft ist.
- An einem Freund / einer Freundin aus einem anderen Land habe ich kein Interesse. / Ich wollte schon immer einen Freund / eine Freundin aus einem anderen Land haben.
- In Deutschland gibt es eine Wirtschaftskrise, weil hier so viele Ausländer leben. / Mit den Ausländern hat die Wirtschaftskrise gar nichts zu tun.
- Unter den Ausländern, die hier leben, gibt es mehr Verbrecher als unter den Deutschen. / Ich glaube nicht, dass es unter den Ausländern mehr Verbrecher gibt.
- Wenn es in Deutschland weniger Ausländer gäbe, würde ich mich wohler fühlen. / Ohne Ausländer wäre Deutschland ein wenig langweiliger.

Einen ungleich höheren Anteil, nämlich 39,6 %, bilden die Jugendlichen, die sich nicht festlegen wollen oder können, die unsicher sind oder vorsichtig. In einen Bezirk mit vielen Ausländern würden 39,5 % der Befragten ziehen, wenn sie dort viele Menschen kennen würden. Der Vergleich zu anderen Größen lässt vermuten, dass damit doch wohl wesentlich Menschen deutscher Herkunft gemeint sind. Die Frage nach der Wirtschaftskrise beantworteten 38,9 % mit: „Das kann ich nicht beurteilen“. Und vorsichtig (oder gleichgültig?) wird bei der Behauptung „Unter den Ausländern, die hier leben, gibt es mehr Verbrecher als unter den Deutschen“ die Bewertung „Schon möglich“ angekreuzt (40,4 %).

Ganz ähnlich sieht es dort aus, wo den Jugendlichen eine Einschätzung im Zusammenhang mit den Eltern bzw. eine Aussage über sie abverlangt wurde. Dabei ging es um drei Bereiche bzw. von uns vorgegebene Aussagen:

- Meine Eltern haben Freunde oder gute Bekannte, die aus einem anderen Land stammen als sie selber.
- Meine Eltern sind der Ansicht, dass es in Deutschland zu viele Ausländer gibt.
- Meinen Eltern ist es lieber, wenn ich mich mit deutschen Jugendlichen anfreunde.

Interessanterweise ist hier der Anteil der Jugendlichen, die ihren Eltern eine eher positive Einstellung zu ausländischen Mitbürgern zuordnen, mit insgesamt 22 % etwas höher, als derer, die meinen, ihre Eltern würden Ausländer in Deutschland ablehnen (18,2 %). Und eben auch hier meint eine große Zahl der Befragten, keine Aussage darüber treffen zu können, immerhin 40,3 %.

Einige signifikante Unterschiede haben wir zwischen den Antworten der Mädchen und denen der Jungen festgestellt. Eindeutig ablehnende Einstellungen gegen ausländische Mitbürger gibt es bei den Jungen wesentlich mehr (23,5 % gegenüber 16,5 % bei den Mädchen). Während sowohl bei den zustimmenden Meinungen (22,8 % Mädchen, 18,4 % Jungen) als auch bei den eher unsicheren Positionen (42,9 % Mädchen, 37,2 % Jungen) die weiblichen Befragten vorn liegen.

Im Großen und Ganzen ergibt sich ein Bild, von dem man ableiten kann, dass das Bewusstsein für und die Annahme von interkulturellen Prozessen in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland bzw. der Wanderungsgesellschaft Europa nicht sehr ausgeprägt sind. In diesem Zusammenhang zeigt aber ein Punkt ein überraschendes Ergebnis. Zu unserem Satz: „Ich würde gern mehr über Kultur und Traditionen anderer Länder erfahren“ entscheiden sich 16,7 % (24,8 % Mädchen, 10,7 % Jungen) für: „Ja, ich interessiere mich sehr dafür“. 21,6 % der Mädchen und 28,4 % der Jungen (25,5 % gesamt) sagen: „Das interessiert mich nicht besonders.“ 9,6 % der Mädchen und 24,3 % (!) der Jungen interessieren sich überhaupt nicht dafür. Aber der weitaus größte Teil der Befragten, nämlich insgesamt 39,8 % (44 % Mädchen und 36,7 % Jungen) votierte für den Satz: „Warum nicht, aber jemand müsste mir darüber was erzählen“. – Ein Plädoyer für Projekte wie „Stark gegen Rechts“.

Arbeitsaufträge für Gruppen

Team 1

- Was passiert in der „Naunyn Ritze“? (Naunynstraße)
- Was heißt „Guten Tag“ auf arabisch? (Lass es dir diktieren oder besser noch aufschreiben!)
- Was bedeutet SO 36, und was bedeutet es den Menschen hier?
- Wie viel kostet das teuerste Paar Schuhe in der Oranienstraße?
- Setzt euch für zwanzig Minuten, jeder für sich, an einen Ort (eine Bank oder ein Café), von dem aus ihr möglichst viel beobachten könnt.

Team 2

- Warum kann man bei Möbel-Klitzke kein Sofa kaufen (Heinrichplatz!!!)?
- Was heißt „Ich liebe dich“ auf türkisch? (Lass es dir diktieren oder besser noch aufschreiben!)
- Gibt es die gleichen Klamotten in den Geschäften hier wie in Hellersdorf oder Marzahn?
- Finde das Brooklyn und versuche heraus zu finden, warum es so heißt!
- Setzt euch für zwanzig Minuten, jeder für sich, an einen Platz (eine Bank oder ein Café), von dem aus ihr möglichst viel beobachten könnt.

Team 3

- Warum heißt das Bateau Ivre, wie es heißt?
- Was heißt „Guten Tag“ oder „Hallo“ auf türkisch? (Lass es dir diktieren oder besser noch aufschreiben!)
- Was passiert im „So 36“?
- Wie teuer ist der teuerste / billigste Haarschnitt in der Oranienstraße? (Männer: für Waschen und Schneiden)
- Setzt euch für zwanzig Minuten, jeder für sich, an einen Ort (eine Bank oder ein Café), von dem aus ihr möglichst viel beobachten könnt.

Team 4

- Was ist ein Déjà-vu-Erlebnis, und warum glaubst du, heißt es so?
- Was heißt „ich liebe dich“ auf japanisch?
- Geht ins Depot und findet heraus, was Irie Daily ist bzw. bedeutet und wo es herkommt.
- Geht jetzt nach gegenüber um herauszufinden was Kreuzberger Goldwasser sein könnte und wie es gemacht wird.
- Setzt euch für zwanzig Minuten, jeder für sich, an einen Ort (eine Bank oder ein Cafe), von dem aus ihr möglichst viel beobachten könnt.

Impressum

PEOPLE ON THE MOVE
Hrsg: KIDS & CO g.e.V. / Projekt Interkulturelles Lernen
Haus SONNENECK
Alt-Hellersdorf 29-31
12629 Berlin
Tel.: 030-99 28 53 81, Fax: 030-99 49 92 67
E-Mail: info@kids-und-co.de
Online: www.kids-und-co.de

Text: Martin Gerlach, Gabriele Kneschke
Redaktion: Gabriele Kneschke
Gestaltung, Satz und Layout: Volker Kapp
Fotos: KIDS & CO Archiv
Druck: Druckhaus Berlin-Mitte



POEPLER ON THE MOVE - MENSCHEN IN BEWEGUNG

KIDS & CO g. e. V.

Verein zur Förderung von Kindern und Jugendlichen